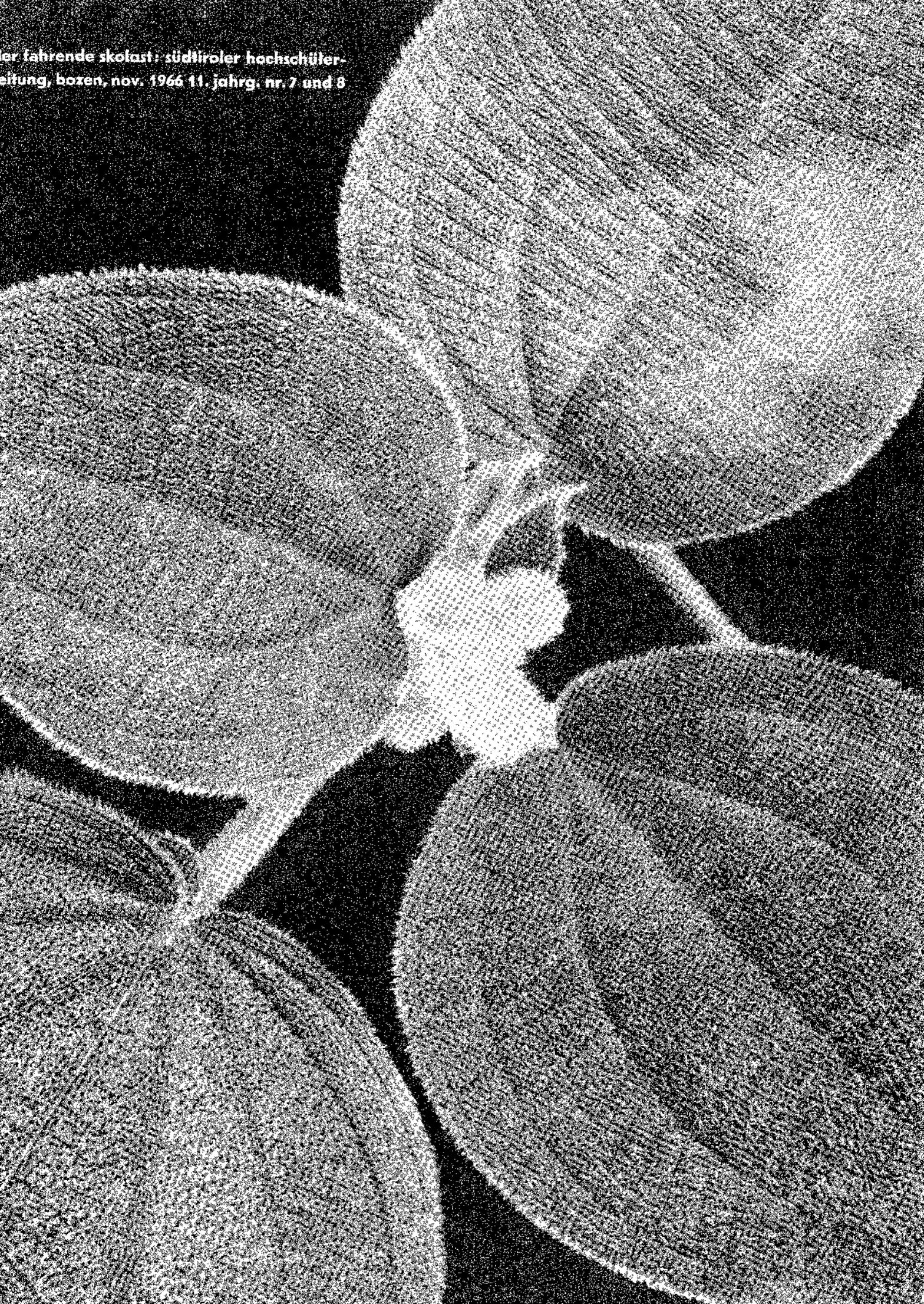


der fahrende skolast: südtiroler hochschüler-  
zeitung, bozen, nov. 1966 11. jahrg. nr. 7 und 8



# Zum Titelbild

Heterotrichum macrodum, Foto Albert Renger-Patsch (Große Photographen unseres Jahrhunderts, hrsg. Bfn L. F. Gruber)  
 Obwohl sich die Besprechungen des Südtiroler Kulturinstitutes mit der Hochschülerschaft zuerst hinausgezogen hatten, kam es am 21. Oktober 1966 zur konstituierenden Sitzung des Arbeitskreises für die Meraner Hochschulwochen, nachdem die grundsätzlichen Vorschläge der SH im wesentlichen vom Kulturinstitut angenommen worden waren (siehe Bericht S. 3). War die diesbezügliche Zusammenarbeit bisher „anorganisch“, so sei das Titelbild einer „organischen“ Entfaltung zugeordnet.

# Inhalt

	Seite
SH — aktuell	2—4
Über Staat und Kirche: Alexander Langer	5
Weinwirtschaft Südtirols: Kandidus Graiff	6
OVEG: Josef Nössing-Pepi Zelger	7
Der Gemeinschaftsfall in Bozen: Josef Nössing-Pepi Zelger	8
Souvereignität in der Welt: Alois Müller	10
Paulmichi, Stecher, Zoderer	12
Sinn und Grenzen des Weltbilddenkens: Reinhardt Gasser	14
Heinz Bächer: Heinz Zelger	16
Internatserziehung: Meinrad Perrez	17
Unter uns gesagt: Peter Franz Palla	18
Intelligenz aus bäuerlichem Boden	19
Neue Grenzen: Alexander Langer	20
Die Eule blinzelt: e. A. Parmeggiani, E. Stocker, P. Zelger, J. Ties, A. Langer, h.	20
Synthese	21
Die verkehrsmäßige Randlage Südtirols: Werner Engelmann	23
Fischbesprechung: Josef Ties	24
Geliebe und Wissen: Emil Stocker	25
Internationales Studentenforum	26

# Akademiker!

Die Südtiroler Hochschülerschaft schuf die Voraussetzung ihres Studiums im sprachlich-rechtlichen Ausland.  
 Die Südtiroler Hochschülerschaft war Ihnen bei der Anerkennung Ihres Diplomas in Italien behilflich.  
 In den Südtiroler Hochschulgruppen fanden Sie während Ihres Studiums den nötigen Ausgleich, Sie besuchten die kulturellen Veranstaltungen, die gewöhnlich am Abend, an die Sie sich bestimmt noch gerne zurückerinnern. Ihnen wurde eine — wenn auch bescheidene — Bibliothek zur Verfügung, Sie fanden die südtiroler Hochschülerzeitung und ausländische Zeitschriften vor.  
 Die Südtiroler Hochschülerschaft versuchte Ihnen Auskunft über alle Ihre Fragen zu geben. Sie besuchten ihre Tagungen und gestalteten mit den „fahrenden Skolasten“.  
 In vielen weiteren Bereichen stand Ihnen die Südtiroler Hochschülerschaft mit ihrer Organisation hilfreich zur Seite.  
 Sie konnten sich noch verstärkter mit einem Förderungsbeitrag unseren Aufgaben widmen, wenn Sie uns durch Spenden, durch Buchübersendungen, durch Zeitungsbeiträge unterstützen.  
 Sie uns nicht zuletzt durch Ihre moralische Unterstützung, mit Rat und Beiräten für den „fahrenden Skolasten“ und — konstruktiver — durch Ihre Mitarbeit bei der Förderung der Namen unserer Mäzenaten „fahrender Skolasten“.

H. P. H.

# Amic Ladins!

Por coltivè la cultura ladina ol ester jont, che con sôa educaziun è al grado da la portè y la svitupè.

Al è le compito plü alt dai stüdenes dl' università ladins da conservè sie tal lingaz y fles üsanzes, sie tl' educaziun y tl' ert la'mpronta ladina y dla fa plü tifa por i tomps co vegn.

Le laur por sôa jont, desche ince nosc president Otto Saurer à dit, alda ince pro chi stadü che òn messa ciomò passè por gni veramonter madü y por se formè dal düit.

Chisc pensiers i dai a flò a vigne Ladin dal Südtirol por so sforz y söcs bries da mantignì y coltivè so bel lingaz d' la uma, le Ladin.

Al è sciode che le bel son de cösc lingaz n'è mai ciomò stè te nosc sfei dla Hochschülerschaft da aldä.

Ch'al side da segn inant der trec contribuc ladins a fa plü rich le „Fahrender Skolast“ y ensclö döta la Hochschülerschaft: dl' interesse dai problems retoromans y tancò miti de comunicaziun olà che Os podeis se demanè, se respogne òn al ater y s'la baiè fora, ince se'i seis òn da Pater despartis!

Hartmann Peter Hinterhuber,  
 Kulturreferent der  
 Südtiroler Hochschülerschaft

(Übersetzung: Otto Elleccosta, K. H. Gruber)

Ich möchte als Redakteur die Autoren der ladinischen Beiträge bitten, einen sehr kurzen deutschen Vorspann zum Artikel zu schreiben, damit alle Kollegen wissen, worüber geschrieben wird (und es sich je nach Interesse vielleicht übersetzen lassen). Dieses System muß nicht von uns erfunden werden. Vielmehr ist es in der schweizerischen Studentenzeitung „Civitas“ bereits fest eingeführt. Diese Zeitschrift erscheint hauptsächlich in deutscher Sprache, enthält aber jeweils auch einen französischen und italienischen Artikel mit einem deutschen Vorspann.

Redaktion

Der Brief dürfte von allgemeinem Interesse sein.

Bozen, am 9. Oktober 1966

An das Kulturreferat der  
 Südtiroler Hochschülerschaft  
 z. Hd. Herrn Hartm. Hinterhuber  
 Bozen - Dr.-Streiter-Gasse 20/II

Lieber Hartmann!

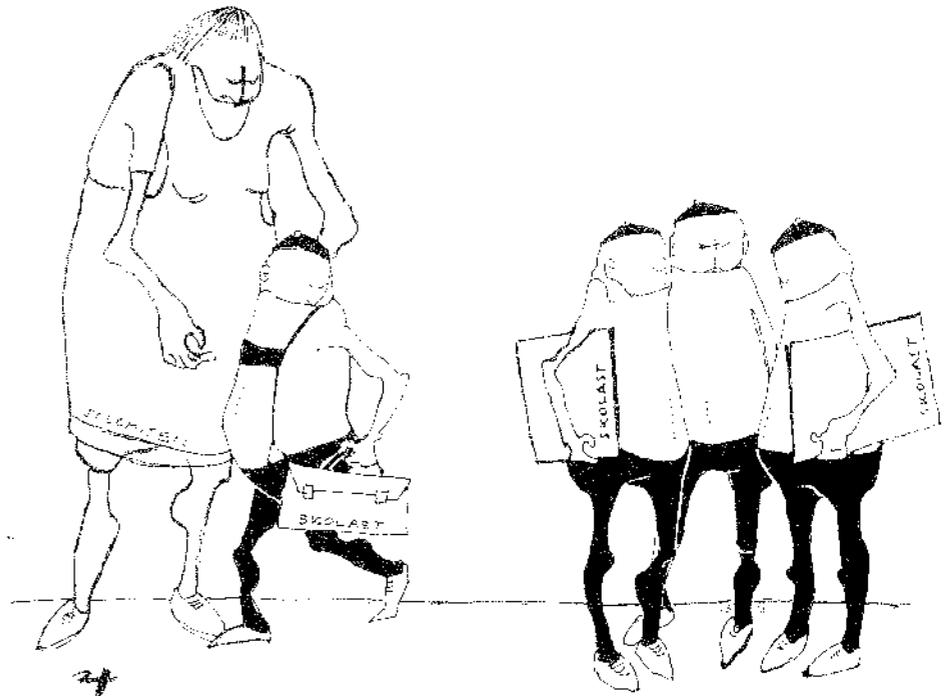
Anbei die Übersetzung Deines Auftrages an die ladinischen Kollegen. Ich danke Dir für das mir bewiesene Vertrauen, muß aber sagen, daß ich nur zum geringsten Teil mitbeteiligt war: Da der Auftrag an alle ladinischen Hochschüler gerichtet ist, mußte ein Durchschnittsdiakekt des Ladinischen genommen werden, nicht das Mareo, das Enebergische, das ich z. T. beherrsche. Deswegen habe ich zusammen mit einem Team von ladinischen Kollegen die Übersetzung besorgt. Aus taktischen Gründen habe ich das auch tun müssen, denn schließlich ist es eine Sache, die gerade die Ladiner angeht.

Nebenbei habe ich den Kollegen auch vorgeschlagen, eine geeignete Vignette sich auszusuchen. Könnte man die den Ladinern -- Grödnern wie Gaderladern -- reservierte Seite im Skolasten nicht mit einem ständigen Titel schmücken, etwa „use ladina“ (Ladinische Stimme); links davon die Silhouette des Peitlkojels (Püja) und rechts den Lang- mit Plaukofel. So könnte man künftigen Edvallitäten zwischen beiden Gruppen (die sicher nicht ausbleiben werden) den Wind aus den Segeln nehmen. Freilich solltest Du oder sonst einer, bei einem Künstler, wieder möglichst einem Ladiner (Karin Welponer?), eine Vignette entwerfen lassen. Das nur ein bescheidener Vorschlag. Wenn Du vom Kulturreferat schon die höchst erfreuliche Initiative unternommen hast, die Ladiner auch zu Wort kommen zu lassen, so sollen diese dafür sehr dankbar sein und mit ihrer Arbeit an Beiträgen beginnen.

Mit guten Wünschen für Deine Studien und Deine Tätigkeit als Kulturreferent verabschiede ich mich und grüße Dich sehr schön

gez. Karl H. Gruber

# Der konkurrierende Skolastikus



Schon oft wurde das Informationssystem der SH bemängelt: „Der Skolast läuft zu langsam“ meinte ein außerordentlich scharfsinniger Kollage. Leider ist es nicht möglich, den Skolasten zur Monatsschrift zu erweitern — es sei denn, es würde mehr Geld zur Verfügung gestellt und ein Redakteur engagiert —.

Auf der Suche nach einem Ausweg fand der tatkräftige Präsident der SH den brauchbarsten Weg für ein besseres Mitteilungssystem: „Wir gestalten monatlich eine Beilage der Dolomiten!“ Bald war Dr. Toni Ebners Zusage eingeholt und ein geeigneter Pressereferent II ernannt: Alexander Langer wurde beauftragt, für jeden Monatsbeginn die „Beilage des Hochschülers“ zu bearbeiten. Außer aktuellen Nachrichten wird Langer Beiträge sammeln, die breiteres Interesse finden. Sie können an die Südtiroler Hochschülerschaft Bozen, Dr. Streiter-Gasse 20/II, oder an Langer persönlich (Firenze, c/o Bonfatti, Via della Colonna 15; Bozen, Heinrichstraße Nr. 31) gesandt werden. Es wurde bestimmt, daß er mit dem Pressereferenten I enge Verbindung pflegen, eventuell sogar ihm das Material vorlegen soll.

Die Vorteile der neuen Einrichtung sind offensichtlich groß: regelmäßige und weitere Verbreitung der Nachrichten, keine eigentlichen Redaktionsarbeiten, kostenlose Drucklegung, ja sogar Auszahlung eines Honorars...

Wenn ich mich trotzdem im Vorstand nicht vorbehaltlos für diese Lösung ausgesprochen habe, so liegt es daran, daß ich einen Satz aus dem Interview mit Dr. Toni Ebner ernst genommen habe. Dieser Satz — auf Deutsch: „Die Katze kann das Mäusen nicht lassen“ — läßt daran zweifeln, ob der Direktor der „Dolomiten“ alle (qualitativ guten) von Hochschülern eingereichten Artikel zensurlos veröffentlichten wird, wurden doch in letzter Zeit nicht nur die Beiträge der SFP-freudlichen Männer, sondern auch andere ziemlich regelmäßig zurückgewiesen. (Brief A. Langens, siehe Skolast 1/2 1966, Seite 22. Brief E. Stockers, siehe Skolast 5/6, Seite 19 unter dem Titel „Universität Bozen“, die Bitte um Veröffentlichung in den „Dolomiten“ war dem Brief beigegeben und vom Präsidenten der SH persönlich vor Dr. Ebner wiederholt worden. Am 12. Juni habe ich um Veröffentlichung eines sehr kurzen, kritischen Berichts über die erste öffentliche SFP-Versammlung gebeten. Er wurde nicht abgedruckt und trotz mehrmaliger Aufforderung auch nicht zurückgesandt.)

Vielleicht dürfen wir aber hoffen, daß Dr. Toni Ebner in die linke obere Ecke der Beilage des Hochschülers das weiße Wort setzen wird, daß die Beiträge nicht immer die Meinung der Redaktion wiedergeben. Sonst könnte es leicht sein, daß die Artikel bald nicht mehr ernst genommen und gegenüber jenen des „Skolasten“ als rückständig und uninteressant bezeichnet würden.

Pressereferent I Pepi Zelger

## Aus dem Kulturreferat

Bei der außerordentlichen Vollversammlung des 30. Mai 1966 beauftragte der Wählerwille den neuen Vorstand, die Beziehungen zum Südtiroler Kulturinstitut, das uns seit der Gründung unserer Hochschülerschaft — an der es maßgebend beteiligt war — in so vielen Bereichen hilfreich zur Seite steht, zu normalisieren und zu verbessern.

Damit verbunden war vor allem die Aufgabe, neue Möglichkeiten einer Mitarbeit an der Gestaltung der Meraner Hochschulwochen zu schaffen und dieser wiederum weiteres Ausstrahlungsgebiet und größere Anziehungskraft zu verleihen.

Im Gegensatz zu den Vorstellungen meines Amtsvorgängers hatte mein Konzept, das die Unterstützung des Präsidenten Otto Saurer sowie des gesamten Vorstandes fand, nicht detaillierte Durchführungsbestimmungen und Organisationsprobleme zum Inhalt, sondern konzentrierte sich darauf, eine Institution zu schaffen, auf Grund derer sich die Hochschülerschaft gemäß ihres Einsatzes an der Gestaltung der Meraner Hochschulwochen beteiligen kann.

Die gezielten Bemühungen des Vorstandes waren also darauf ausgerichtet, im Rahmen des Kulturinstitutes einen Arbeitskreis zu schaffen, dem der Ausschuß des KJ die Gestaltung der Meraner Hochschulwochen überträgt — in Analogie zu den bereits bestehenden Arbeitskreisen über Musik, Theaterwesen etc., denen die Organisation der betreffenden Veranstaltungen obliegt.

In den — hin und wieder auch lebhaften — Sitzungen, an denen sich von unserer Seite Präsident Saurer, Zelger, Ebnicher und ich beteiligten und die dem Erreichen dieses Zieles gewidmet waren, herrschte immer die freundliche Atmosphäre gegenseitiger Achtung.

Am Beginn der vergangenen Hochschulwochen waren die Verhandlungen schon so weit gediehen, daß der Präsident des Kulturinstitutes, Dr. Fritz Egger, in seiner vielbeachteten Eröffnungsrede bereits auf die angesetzte Gründung des „Arbeitskreises Meraner Hochschulwochen“ hinweisen konnte, der dann am 31. Oktober mit dem oben genannten Aufgabengebiet konstituiert wurde:

- Der Arbeitskreis Meraner Hochschulwochen setzt sich paritätisch zusammen: Vier Ausschußmitglieder des Südtiroler Kulturinstitutes, Vier Vorstandsmitglieder der Südtiroler Hochschülerschaft. Außerdem kann die Südtiroler Hochschülerschaft nach ihrem Ermessen drei Experten (ohne Stimmrecht) beiziechen. Das Ergebnis des Arbeitskreises wird dem Ausschuß des Südtiroler Kulturinstitutes zur endgültigen Entscheidung vorgelegt.
- Ein Vertreter der Südtiroler Hochschülerschaft nimmt an den Sitzungen des Kulturinstitutes teil, die sich mit Fragen und Interessengebieten der Hochschülerschaft befassen. Er ist das Bindeglied der SH zwischen Arbeitskreis und Ausschuß des Kulturinstitutes.
- Jährlich werden ein- oder zweimal gemeinsame Vorstandssitzungen des Kulturinstitutes und der SH abgehalten.
- Nach Ende der Hochschulwochen finden sich die Teilnehmer zu einer gemeinsamen Diskussion ein.
- Sollte jemals eine Einigung im Arbeitskreis nicht erfolgen, so ist der SH das Recht eingeräumt, zwei Dreivorschläge — einen für einen Vorlesungszyklus, einen für eine Abendvorlesung — zu unterbreiten. Aus diesen sechs Vorschlägen werden dann bindend die Titel für die erwähnten zwei Veranstaltungen gewählt.

In concreto nehmen an Arbeitskreis z. Z. teil: die Herren Dr. Fritz Egger, Dr. Marjau Cescutti, Dr. Hermann Eichbichler und Dr. Hansjörg Kucera; Otto Saurer, Gottfried Ebnicher, Hartmann Peter Hinterhuber und Pepi Zelger.

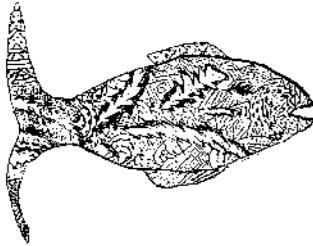
Als Sachverständige hat die SH ernannt: die Herren Dr. Viktor Guarda, Dr. Kuno Seyr, Dr. Josef Ties. Dr. Josef Ties vertritt die SH im Ausschuß des Kulturinstitutes.

Es ist somit eine Basis geschaffen, auf Grund derer die Südtiroler Hochschülerschaft gemäß ihrer Arbeitsleistung an der Programmierung der Meraner Hochschulwochen mitwirken kann, ja mitwirken muß: Nach dieser für die Südtiroler Hoch-

schülerschaft optimalen Lösung ergibt sich die ehrenvolle Verpflichtung — nicht nur für den jeweiligen Vorstand, sondern auch für jeden einzelnen Hochschüler — mit Herz und Hand, mit Leib und Seele an den Meraner Hochschulwochen mitzuarbeiten und nach Kräften beizutragen, ihnen als dem zentralen kulturellen Ereignis Südtirols immer größeres Ansehen und Prestige zu schaffen.

Es ist mir noch eine angenehme Pflicht, hier im Namen der Hochschüler den Herren des Südtiroler Kulturinstitutes — voran ihrem Präsidenten, Dr. Fritz Egger — von Herzen Dank zu sagen für ihr Verständnis und für das der SH entgegengebrachte Vertrauen.

Für den Vorstand  
Hartmann Peter Hinterhuber,  
Kulturreferent.



## Promemoria

des Studentitel-Referenten der Südtiroler Hochschülerschaft, Ludwig Walter Regele, Bozen, Virgiliusstraße 9, 8 München, Theresienstraße 47/I.

Der Stand der Studentitelverhandlungen, die sich noch zwischen der Westdeutschen und Italienischen Rektorenkonferenz abspielen, ist folgender:

Bis 31. Dezember 1966 haben sich die einzelnen Fachkommissionen laut Beschluß der in Bari im Juli 1966 stattgefundenen Konferenz verpflichtet, ihre endgültigen Vorschläge zur Regelung der wechselseitigen Anerkennung der einzelnen Fächer vorzulegen.

Es handelt sich um 6 Fächer: Germanistik, Romanistik, Klassische Philologie, Elektrotechnik, Maschinenbau, Medizin.

An die Aufnahme weiterer Fächer wird bis auf weiteres nicht gedacht. (Dabei wäre es aber wünschenswert, noch ein paar der klassischen Fächer wie Wirtschaft, Architektur, Rechtswissenschaft und Pharmazie hinzuzunehmen, wiewohl letzteres ja auch zwischen Oesterreich und Italien nicht anerkannt wird.)

Unterfertiger hatte die Gelegenheit, auf seinem Informationsbesuch in Bonn auch mit einigen Mitgliedern der Kommissionen zu sprechen. Dabei stellte es sich heraus, daß die Einhaltung des oben genannten Termins aus persönlichen und anderen Schwierigkeiten kaum eingehalten werden kann. Es hatte ein italienischer Professor gar die Absicht, mit seinen Verhandlungen erst nach durchgeführter italienischer wie deutscher Universitätsreform zu beginnen. Es wäre empfehlenswert, von politischer Seite aus, einen Druck u. a. in Form des Hinweises auszuüben, daß man nicht allein zu akademischen Diskussionen zusammenkommt, sondern zur Lösung einer wichtigen politischen und sozialen Frage beitragen soll.

Die Arbeit der Westdeutschen Rektorenkonferenz ist vorbildlich und genau, es fragt sich aber, ob die letzte Einsatzbereitschaft vorhanden ist. Der Hinweis auf das starke Gefälle der italienischen Universitäten untereinander und das gleichbleibende Niveau der Bundesdeutschen Hochschulen ist nicht als unbegründet abzuweisen. (Der Vorwurf tritt letzten Endes immer hervor.)

Es wäre auch diesbezüglich angebracht, von politischer Seite aus einzugreifen und die Rektoren nicht länger als notwendig unter sich zu lassen.

Die eminente Wichtigkeit eines Abkommens für uns Südtiroler sollte uns über einzelne deutsche Bedenken hinwegsetzen lassen.

Ludwig Walter Regele, e. h.

## Grussworte

des Präsidenten der SH bei der Eröffnung der Meraner Hochschulwochen 1966

„Ich überbringe allen Festgästen und Teilnehmern die Grüße und den für diese wohl wichtigste kulturelle Initiative Verantwortlichen zudem den Dank einer

Hochschülerschaft, die heuer in verstärktem Maß und in enger Zusammenarbeit mit anderen Institutionen ihren kulturellen Verpflichtungen nachzukommen sucht.

Gerade der Hochschüler, an die geistige Weite und kulturelle Dichte des Universitätsmilieus gewöhnt, empfindet die hiesige Realität nicht selten als unbefriedigend, ja ein Blick zurück in die große Vergangenheit muß ihn herausfordern. Auch die Bewältigungsformen der politischen Situation zeigen sich in etwas veränderten Konturen und überhaupt werden die traditionellen Schemen dem neuen Denk- und Lebensstil nicht mehr immer ganz gerecht.

Der Einsatz der jungen Generation, das Engagement der Hochschülerschaft ist darum verständlich. Der offene Blick für die Probleme unserer Heimat hat unserer Organisation viele Freunde verschafft. Und die große Reife, die ihre Wirksamkeit auszeichnet, berechtigen ein gewisses Vertrauen.

Daß wir gerade bei den Meraner Hochschulwochen ansetzen, kommt nicht von ungefähr. Wir haben uns der Idee dieses europäischen Forums immer verpflichtet gefühlt, wir haben sie mitgetragen. Durch das politische Mißgeschick ist uns ja das geistige Zentrum zur Bewältigung unseres besonderen Problemkomplexes verloren gegangen, die Meraner Hochschulwochen könnten ein Ersatz werden. Wir sind nun bestrebt, diese Erscheinung näher an ihre Aufgabe heranzuführen, ihre Strahlungskraft auf das geistige Leben zu verstärken, ihre Funktion eines Katalysators und Motors des intellektuell-kulturellen Betriebes zu vertiefen. Wir Südtiroler Hochschüler, die wir unsere „Lehr- und Wanderjahre“ an renommierten Stätten europäischen Geisteslebens zubringen, könnten diesen Wochen jene dynamischen Impulse geben, die jede Idee braucht, wenn sie nicht einem Meteor gleich dahingehen will. Wie kein zweiter ist der Gedanke, der dieser Veranstaltung zugrunde liegt, ausbaufähig. Wir sollten ihn fortführen, wir alle, die wir uns für das kulturelle Gedeihen Südtirols verantwortlich fühlen, mit der tatkräftigen Unterstützung vom Raume her, dem wir kulturell angehören. Die Basis und zugleich der Horizont sollten also erweitert werden und im harmonischen Zusammenspiel aller könnte dann in organischer Form jene Universitas entstehen, die in ihrer besonderen Art ein neuer Markstein auf dem Weg zu Europa sein würde.



Foto RAI

## ANKÜNDIGUNG

Mit der nächsten Ausgabe des „Skolasten“ beginnen wir eine neue Interview-Reihe. Wir werden mit führenden Persönlichkeiten Europas über die Europafrage sprechen.

Am 21. Juni hat ich Seine Exzellenz, unseren Bischof Dr. Josef Gargitter um die Gewährung eines Interviews. Dem Antwortschreiben vom 4. Juli des damaligen Sekretärs, Dr. Josef Michaeler, war zu entnehmen: „... daß der Bischof in den vergangenen Jahren sehr oft von italienischen und ausländischen Zeitungen um Interviews angegangen worden ist, aber es uns verständlichen Gründen bisher grundsätzlich abgelehnt hat, solche zu geben. Darum kann er sich auch schwer entschließen, Ihrem Ansuchen nachzukommen, so sehr er die Tätigkeit der Südtiroler Hochschülerschaft und den „Fahrenden Skolasten“ schätzt.“ Anschließend war im Brief von einem Privatvorschlag — ich glaube ich darf ihn so nennen — des damaligen Sekretärs die Rede: „Darf ich Ihnen folgenden Vorschlag machen: Der Bischof könnte sich zu einer positiven Antwort leichter entschließen, wenn er zuerst die Fragen sehen könnte. Könnten Sie mir die von Ihnen gedachten Fragen einmal zuschicken?“

Am 26. Juli reichte ich die Fragen in Bräsen ein. Sie betrafen Probleme der Studentenseelsorge, Priesterausbildung, Internatserziehung und in einem vierten Teil Einzelfragen über Seelsorgsaufgaben der Kirche in Südtirol, über Berührungspunkte mit kulturellen, politischen Bereichen, über die Cusanus-Akademie, den Sozialismus usw. Da Seine Exzellenz verreist war, konnte ich ihn nicht treffen und wie später der hochw. Herr Generalvikar Dr. Josef Untergrasser brieflich bestätigte, wäre das Interview schon aus diesem Grunde für die letzte Ausgabe des Skolasten nicht mehr in Frage gekommen.

Als ich dann am 13. September in Bräsen um eine kurze Audienz des Bischofs bat, erfuhr ich vom jetzigen Sekretär Dr. Kofler, daß Seine Exzellenz das Interview auch für diese Nummer lieber nicht geben möchte. Es wurde aber in Aussicht gestellt, daß wir anstelle eines Interviews einen Artikel für unsere Zeitschrift bekämen. Am 16. Oktober erfuhr ich dann vom Sekretär, Dr. Kofler, daß dies aus zeitlichen Gründen nicht mehr möglich sei.

Wir haben dafür Verständnis, hoffen aber, daß Seine Exzellenz doch für eine spätere Nummer einen Beitrag senden wird.

Ein bereits für diese Ausgabe des „Skolasten“ vorgesehenes Interview mit Abgeordneter Herrn Hans Dietl verschieben wir auf eine spätere Nummer. Abgeordneter Dietl hat sich zwar grundsätzlich zum Interview bereit erklärt, machte uns aber aufmerksam, daß er jetzt auf mehrere entscheidende Fragen nicht antworten könne, weil sich — gegen Erwartung — bis jetzt gewisse Klärungen noch nicht ergeben hätten und er daher an die Schweigepflicht gebunden sei.

Nachdem der jetzige Zeitpunkt nicht als günstig erscheint — auch im Interesse adäquater Beantwortung unserer Fragen — und nachdem kürzlich am 8. Oktober ein kürzeres Interview des Abg. Dietl in der „kleinen Zeitung“ (Graz) veröffentlicht und in den „Südtiroler Nachrichten“ vom 18. Oktober abgedruckt wurde, verzichten wir vorläufig auf das Interview.

Die Redaktion

# Über Staat und Kirche

Ein Problem, das sich seit Bestehen des Christentums (und vorher auch schon für andere Religionen) und Christen und Nichtchristen zu großen Auseinandersetzungen Anlaß gab, ist die Frage der Beziehungen zwischen Staat und Kirche, also zwischen bürgerlicher und kirchlich-religiöser Ordnung. Im Laufe der menschlichen Geschichte und auch in unserer Zeit wurde die Frage verschieden gelöst: manchmal hing die Verschiedenheit der Lösung von einer objektiven Verschiedenheit der Zeitverhältnisse ab (man denke z. B. an die Kirche vor und nach Konstantin; hier handelte es sich offensichtlich um eine geschichtlich bedingte Veränderung), manchmal jedoch auch von einer Verschiedenheit der Auffassung, wie diese Beziehung am besten zu regeln sei. Dazu muß noch gesagt werden, daß vom Staat aus dieses Problem natürlich auch von einem reinen Standpunkt der „Nützlichkeit“ oder Konvenienz geregelt werden kann, während es für die Kirche Gottes niemals zulässig ist, sich von Nützlichkeits- und Opportunitäts-erwägungen leiten zu lassen; vielmehr muß die Kirche stets sich nach dem ausrichten, was sie dem Willen Gottes am meisten entsprechend erachtet (natürlich ist auch diese Erwägung vielfach zeitgebunden).

## Voraussetzung zu einer Diskussion

Wenden wir uns mit einer ersten Untersuchung den Aufgaben zu, die Staat und Kirche verfolgen. In grober Annäherung (dies soll ja nur ein Abriss des Problems sein) können wir sagen, daß es Aufgabe des Staates ist, das Gemeinwohl der Bürger und das Wohl der einzelnen Personen zu sichern, zu fördern und zu gewährleisten. Diese Aufgabe steht jedem Staat vermöge seines Wesens zu.

Die Kirche hingegen hat kraft göttlichen Auftrages die Aufgabe, den Menschen die Heilsbotschaft vom Himmelreich zu bringen und sie den Weg zur Heiligkeit zu führen. Diesen Auftrag muß sie mit allen ihr zustehenden und billigen Mitteln durchzuführen trachten.

Vielleicht mag bei dieser ersten Annäherung das Problem etwas gar zu einfach scheinen; es sieht so aus, als hätten wir eben zwei verschiedene Aufgabenbereiche für zwei verschiedene Einrichtungen; in Wirklichkeit aber stellen wir fest, daß diese beiden Einrichtungen in vielen Punkten aufeinandertreffen und auch zusammenstoßen können. Vor allem ist das „Objekt“ gemeinsam: der Mensch. Dann kann es Bereiche geben, in denen Staat und Kirche verschiedene Auffassungen vom Wohl dieses Menschen haben, d. h. der Staat verfolgt ein „Wohl“, das die Kirche als schädlich und hemmend für ihren Auftrag ansieht. Schließlich gibt es Zuständigkeiten, die Staat und Kirche je für sich beanspruchen (z. B. Ehe, Familie, Gesellschaftsordnung...). Aus dieser Lage ergeben sich mögliche Konflikte und deshalb die Notwendigkeit einer diesbezüglichen Ueberlegung.

## Mögliche Lösungen

Theoretisch lassen sich nun verschiedene Lösungen erdenken, von denen die meisten auch irgendwann einmal praktische Ausführung gefunden haben. Im folgenden beschränken wir uns auf die wichtigsten denkbaren Möglichkeiten.

Oft hat sich in Vergangenheit und Gegenwart das Problem Kirche-Staat faktisch so ausgewirkt, daß eine dieser beiden Ordnungen Vorherrschaft beanspruchte und oft auch erhielt. So ist denkbar (und auch praktisch vorgekommen), daß der Staat die Kirche bekämpft und bedroht und sich zu diesem Zweck seiner Machtmittel bedient, und daß umgekehrt die Kirche in derselben Weise reagiert und auf den Staat Druck ausübt. Natürlich ist es in diesem Fall nur eine Frage der Stärke und der zeitlichen Macht: wer stärker ist, wird siegen (vielleicht setzt sich der Gegner gar nicht zur Wehr, sondern willigt ein, siehe nächste Möglichkeit). Daß eine solche „Kraftlösung“ für die Kirche unannehmbar ist, liegt auf der Hand.

Auch in einer zweiten denkbaren Lösung wird sich das Problem meistens irgendwie auf eine Kraftprobe verlagern, wenn auch weniger kraß: von Kirche und Staat wird sich die eine Institution der anderen mehr oder weniger anpassen, wobei eine der beiden vorherrschend bleiben kann (Theokratie, Klerikalismus, Cäsaropapismus, Staatskirchentum) oder auch ein Ausgleich gefunden wird, der nicht notwendig Folge einer „gewaltsamen“ Auseinandersetzung sein muß (auch wenn er oft das Ergebnis einer Kraftprobe darstellt). Diese letzte Lösung nennt man Konkordat und findet heute in vielen Staaten (darunter auch Italien) Anwendung.

Eine dritte Lösung ließe sich noch finden: die der gegenseitigen „Nichtbeachtung und Nichteinmischung“, d. h. eine formale und inhaltliche Trennung der beiden Gewalten, die einander zwar respektieren und in gewissen gemeinsamen Bereichen auch zusammenarbeiten können, aber wesentlich voneinander geschieden sind.

## Was bedeutet der Staat für die Kirche und die Kirche für den Staat?

Bevor wir diesen objektiven Teil der Darstellung abschließen und von der bisherigen Erwägung abweichen, um unsere Entscheidung für eine der aufgezeigten Lösungen zu treffen, müssen wir noch eine Frage beantworten, nämlich nach der gegenseitigen Bedeutung des Staates für die Kirche und der Kirche für den Staat.

In der Beantwortung dieser Frage, wie überhaupt des ganzen Problems, hilft uns die Pastoralkonstitution über die „Kirche in der Welt von heute“ (Schema XIII) des Konzils einen großen Schritt weiter (siehe den ganzen I. Teil und besonders das IV. Kapitel des II. Teils): Die Kirche kann dem Staat aus dem unermeßlichen Gut ihres Glaubens, ihrer Lehre und ihrer Liebe eine Hilfe und eine Orientierung in der Suche nach dem wahren Wohl des Menschen sein, sie kann immer wieder durch ihre zeugnissgebende Gegenwart den Staat an die letzten und höchsten Werte des Menschen erinnern, die von Gott gegeben sind. — Umgekehrt kann der Staat durch seine Tätigkeit, die natürlich auch den Christen, so wie allen anderen Bürgern, zugute kommt, der Kirche jene Voraussetzung zeitlicher Natur gewährleisten, deren die Kirche zur Ausübung ihrer Sendung bedarf (vgl. bes. §§ 41–44 Gaudium et Spes).

## Welches ist die beste Lösung?

Bis hierher die Darstellung: nun möchte ich versuchen, eine Antwort zu geben, die notwendigerweise persönlich ist.

Ich bin der Ansicht, daß in der Gesellschaft unserer Zeit, die pluralistisch (d. h. offen, vielfältig, mit Platz für alle Meinungen und Anschauungen unter Wahrung der Demokratie und Achtung der Persönlichkeit) bestimmt und gegliedert ist, die dritte der oben angeführten Lösungen die einzig richtige ist (zumindest vom Standpunkt des Christen aus). Ich halte diese dritte Lösung der gegenseitigen Nichteinmischung für begrüßenswert, nicht nur für das „kleinere Uebel“, ebenso wie ich in der pluralistischen Gesellschaft einen Wert sehe, über den der Christ sich freuen muß (= müßte!). — Wahrscheinlich wird man mir nun warnend vorhalten, daß ich ja „ganz liberal“ denke und nach Begründung fragen.

Zuerst zum „liberal“; leider hat die Kirche nicht immer die Zeichen der Zeit verstanden und sich so in der Geschichte häufig von ihren Gegnern überholen lassen (außerdem bin ich nicht überzeugt, daß die „liberalen“ Gegner des vorigen Jahrhunderts immer wirklich jene Sicht vertraten, für die ich hier eintrete. Trennung von Kirche und Staat heißt nicht Antiklerikalismus oder „Laizismus“, die Kirche darf aber auch nie Klerikalismus und „Integralismus“ vertreten).

Zur Begründung: vor allem lese man Schema XIII, § 76. Darin ist das meiste schon gesagt. Kurz zusammenfassend sind dies meine Gründe: echte religiöse Freiheit und Gewissensfreiheit kann nur in einer wirklich pluralistischen Gesellschaft gesichert werden; die Kirche schadet sich sehr, wenn sie sich mit zeitlichen Mächten verbündet oder auch nur abspricht und einigt (man denke an das Konkordat mit Hitler und Mussolini); die Kirche braucht Freiheit und Unabhängigkeit vom Staat, um ihre Aufgabe voll wahrnehmen zu können; der Staat darf nicht konfessionell sein, sondern muß wesentlich „laikal“ ausgerichtet sein, um für alle Menschen Platz zu lassen, er darf nicht die Kirche zu seinem Vormund ernennen; nur wenn die Kirche in keiner Weise an den Staat gebunden ist, hat sie auch das moralische Recht, dem Staat gegenüber — und jeder weltlichen Macht gegenüber — jene prophetische Rolle zu spielen, die ihr zu eigen ist: nur dann kann sie den Staat anklagen, wenn er gegen Menschenwürde und göttliches Gesetz verstößt und ihn immer wieder an seine Sendung mahnen. Man denke auch hier an die jüngste Vergangenheit! Darum spreche ich mich für die Trennung von Kirche und Staat aus, unter Wahrung und Achtung der gegenseitigen Unabhängigkeit und des Rechtes auf Nichteinmischung, unter Wahrung und Achtung der gegenseitigen Rechte, doch ohne jedes Privileg.

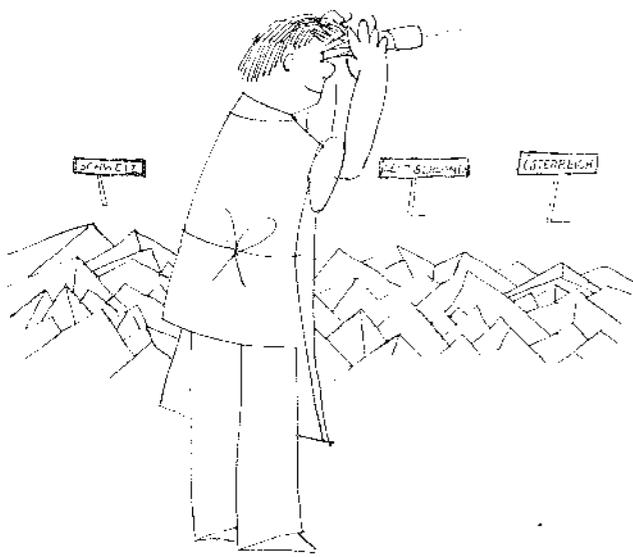
## Vollständige Trennung von Religion und politischer Tätigkeit?

In diesem Aufsatz ist es nicht möglich, das Thema ausführlicher zu behandeln, doch werden einige Linien aufgezeigt, nach denen sich eine Diskussion richten kann.

Zum Schluß stellt sich aber noch die Frage, ob nun geistliche und weltliche Ordnung vollständig getrennt sind (womit der „Laizismus“ recht hätte): darauf kann die Antwort nur angedeutet werden. Jene Trennung, die zwischen den beiden Institutionen notwendig vorgenommen werden muß, muß ebenso notwendigerweise im einzelnen Christen zu einer neuen Synthese finden: der einzelne Christ muß in persönlicher Entscheidung und Übereinstimmung mit seinem Gewissen in jenen weltlichen Bereichen gegenwärtig sein, in denen es die Kirche als solche nicht sein kann und nicht sein soll.

Alexander Langer (Florenz)

Vergleiche: „Sauerleig in der Welt“, S. 10.



Der nachfolgende Beitrag (mit Karikatur) und der Artikel auf Seite 23 wurden uns vom Südtiroler Wirtschafts- und Sozialinstitut in dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt. Es handelt sich dabei um einen kleinen Ausschnitt aus der Forschungsarbeit, die gemeinsam zwischen dem Südtiroler Wirtschafts- und Sozialinstitut und befreundeten Universitäten und Hochschulen abgewickelt wird.

## WIRD SICH SÜDTIROLS WEINWIRTSCHAFT AM EUROPÄISCHEN MARKT DURCHSETZEN?

Diese Frage wurde bereits viel diskutiert mit dem Ergebnis, daß sich zwei entgegengesetzte Meinungen bildeten. Die eine Gruppe sieht in der fortschreitenden Liberalisierung den sicheren Weg in den Untergang, die andere erhofft sich das genaue Gegenteil. Gewiß haben beide Prognosen etwas Wahres an sich, die Wirklichkeit liegt zwischen den Extremen.

Untersuchen wir zuerst jene Argumente, die in der Zukunft einen „Hagelschlag“ für den Südtiroler Weinbau sehen. Die häufigsten Einwände, die hier gemacht werden und die konstant wiederkommen, sind folgende:

„Was sollen wir machen, die Konkurrenz Spaniens und Frankreichs ist einfach zu groß, diese Länder produzieren billiger als wir. Außerdem liegen die Rebflächen geographisch günstiger und das Klima ist auch besser.“

Daß die Konkurrenz der anderen großen europäischen Weinländer zunimmt, ist klar, daß man dagegen resignieren soll, noch lange nicht! Das Argument der billigen Produktion traf noch vor einigen Jahren zu, als der französische und auch der italienische Landarbeiter einen Stundenlohn um 5 Schilling hatte. Inzwischen hat sich die Lage aber grundlegend geändert. Durch die fortlaufende Industrialisierung kam es auch in diesen Ländern, die einen Landarbeiterüberschuß hatten, zum Landarbeitermangel. Um die Arbeitskräfte zu halten, müssen bereits Industrielöhne bezahlt und ganzjährige Beschäftigung gewährleistet werden, was sich auch auf die Preise der landwirtschaftlichen Erzeugnisse auswirkt. Bei gleichbleibender Entwicklung dieser Tendenz wird schon innerhalb weniger Jahre mit einem ausgeglichenen Lohnniveau im Raum der EWG zu rechnen sein. Damit soll nicht gesagt werden, daß gleiche Löhne auch gleiche Preise garantieren. Wenn in einem anderen Land die natürlichen Gegebenheiten günstiger sind, kann dort weiterhin billiger produziert werden, auch wenn die Löhne ausgeglichen sind. Das trifft gerade in den Südländern für die Konsumweine zu. Allerdings ist es eine Eigenart des Weines, daß er die höchste Güte nicht in den heißesten Zonen erreicht — sonst müßten Algerien und die anderen afrikanischen Weinländer ja wesentlich bessere Weine hervorbringen als Südtirol — sondern in den gemäßigten Lagen. Die Weine Italiens und Spaniens enthalten wohl mehr Zucker und Alkohol, doch haben sie weit weniger Bukett. Aus einem Lagrein, am Vesuv gepflanzt, wird sich gewiß kein Kretzer pressen lassen, der das für ihn typische Bukett aufweist; vielmehr wird ein schwerer, säurearmer Wein entstehen, dem jede Ähnlichkeit mit dem bekannten Lagrein-Kretzer fehlt. Sogar verschiedene Muskatsorten gedeihen in nördlichen Gegenden besser als im Süden. Das Bukett eines Muskat gelb ist im Süden wohl stark, aber lange nicht so vornehm, wie in unseren Weinregionen. Diese Zusammenhänge sind in Fachkreisen schon lange bekannt und es ist festzustellen, daß Südtiroler Weine in zunehmendem Maße auch in Italien abgesetzt werden.

Die Erzeugung feiner und vornehmer Weinsorten ist somit, obwohl die natürlichen Verhältnisse in den Konkurrenzländern teilweise günstiger liegen, den nördlichen Weinbauzonen Europas vorbehalten. Hier liegt die Stärke Südtirols.

Die europäische Weinproduktion beträgt in einem guten Jahr ungefähr 180 Millionen Hektoliter, Südtirol erzeugt mit 540.000

Hektoliter rund 0,3% davon. Von diesen 540.000 Hektolitern werden rund 450.000 Hektoliter exportiert. Besteht dieser Exportanteil nun aus billigen Konsumweinen, dann wird sich dieser Wein am europäischen Markt nur zu Weltmarktpreisen absetzen lassen und das nur mit staatlicher Stützung, da ein solcher Preis die Produktionskosten keinesfalls decken würde.

Besteht der Exportanteil aber aus Qualitätsweinen, dann kann er auch am liberalisierten Weinmarkt untergebracht werden. Vor allem der Export in die Bundesrepublik und nach Oesterreich, das ja als assoziierter Partner die Zollschranken abbauen wird, kann noch eine namhafte Steigerung erleben, falls die von den Käufern gewünschten Qualitäten zu liefern sind. Die derzeitigen Zollmauern, sowie die zu kleinen Kontingente, machen dem österreichischen Weinhändler die Einfuhr gewiß nicht leichter. Derzeit bezahlt der Importeur bei der Weineinfuhr nach Oesterreich 3,51 Schilling Zoll pro Liter (das sind beinahe 90% des Einkaufspreises) plus der Ausgleichsteuer von 8,25%. Spitzenweine werden sich also in Zukunft gewiß noch günstiger absetzen lassen.

Gefährdet sind lediglich die Konsumweine mittlerer Güte; sie werden in Zukunft für den Export kaum mehr in Frage kommen. Was am europäischen Markt benötigt wird, sind Qualitätsweine. Die Preise dieser Erzeugnisse liegen auch weit über denen der Konsumweine. Selbst in Frankreich und Italien wird für Spitzenweine das Doppelte und Dreifache, oft sogar mehr bezahlt. Südtirol hat auf Grund seiner Lage zweifellos die Möglichkeit, bei richtiger Sortenwahl Qualitätsweine internationaler Klasse zu erzeugen. Leider werden aber noch immer zu wenig Qualitätsweine gezogen. Dem Südtiroler Weinbauern muß klar gemacht werden, daß die Zukunft nicht in den Massenträgern liegt, da daraus gekelterte Weine im internationalen Wettbewerb nicht bestehen werden. In guten Jahren werden sich wohl Weine bilden, die für den normalen Verbrauch geeignet sind, Überschüsse dieser Art werden aber den Weinpreis ruinieren, was dann von selbst zur Einschränkung von Konsumweinerzeugung führt. In Zukunft wird sich der Weinbauer mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß er für den Markt produzieren muß. Erzeugt er Mangelware, so wird der Absatz kein Problem sein, liefert er nur Durchschnitt, dann wird er darauf sitzen bleiben.

Der Einwand, daß Qualitätssorten gut ein Drittel weniger tragen als Massenträger, mag stimmen. Daß sich zur Zeit auch das bessere Geschäft machen läßt, ist zweifellos richtig. Das gute Geschäft wird aber nur mehr solange anhalten, bis die Liberalisierung des Europäischen Marktes erreicht ist und bis dahin ist es nicht mehr allzu weit. Die Zeit der großen Gewinne wird dann — außer man hat sich in der Zwischenzeit besonnen — endgültig vorbei sein und Südtirols Weinwirtschaft geht tatsächlich den Weg ins Dunkel.

Der Südtiroler Weinbauer muß daher rechtzeitig erfahren, wie er sich den neuen Gegebenheiten anzupassen hat, um weiterhin den höchsten Ertrag seiner Arbeit erwarten zu können. Die Schwierigkeiten, die dabei auftauchen werden, müssen genommen werden, auch wenn es manchmal schmerzhaft sein dürfte. Es ist besser, neue Erkenntnisse noch heute in die Tat umzusetzen, als damit zu warten, auch wenn der Hang zu alten Gepflogenheiten mancher traditionsgebundener Bauern überwinden werden muß. Zeitversäumnis in solchen Dingen kostet Geld.

Kann beim derzeitigen Stand der Südtiroler Weinwirtschaft überhaupt noch damit gerechnet werden, daß eine Anpassung an die europäischen Erfordernisse ohne allzu große finanzielle Einbußen möglich ist?

Diese Frage ist zweifellos zu bejahen. Das derzeitige Qualitätsniveau des Südtiroler Weines liegt über dem Durchschnitt des europäischen, doch werden die Qualitätsanforderungen in Zukunft noch strenger gefaßt werden. Mancher Weinbauer hat dem schon Rechnung getragen und ist vom Quantitäts- zum Qualitätsweinbau übergegangen, da nur dieser auf lange Sicht ein Weiterbestehen ermöglicht. Den harten Griff des Europamarktes wird Südtirol an jenem Tag spüren, an dem das Dekret zum Schutze der Ursprungsbezeichnungen von Mosten und Weinen zum Tragen kommt. Die Zeit bis dorthin muß der Weinbauer nützen, um in Ruhe eine Umstellung der Kulturen und der Bebauungsmethoden vornehmen zu können. Ähnlich wie beim Obstbau, wo eine Umstellung nicht zu vermeiden war, soll dort, wo noch auf Quantität gearbeitet wird, auf Qualität umgestellt werden.

Das schwierigste Problem im Rahmen der Europäisierung des Weinmarktes dürfte das der Bestimmung der Qualität sein. Hier ein Maß zu finden, das allen Partnern genehm ist, dürfte kaum möglich sein. Was Qualität ist, wird sich nach einem für sämtliche Weinarten gleichen Schema nie klären lassen. Die einzige Möglichkeit wäre hier nur, die analytischen und organoleptischen Merkmale aller verbrauchsfertigen Weine zu erfassen und danach zu bewerten.

Eine andere Bewertungsart, die in manchen Produktionsgebieten der EWG verwendet wird, bestimmt die Qualität nach Standort der Reben, Rebsorte sowie Anbau- und Ertragsbedingungen.

Solche Bewertungssysteme mögen dort anwendbar sein, wo unter dauernd gleichbleibenden klimatischen Bedingungen produziert wird und meist der Alkoholgehalt für die Bewertung herangezogen wird. In jenen Gebieten aber, wo die Witterungseinflüsse oft wechseln und die qualitativen Merkmale des Weines (Geschmacks- und Duftstoffe) von Jahr zu Jahr ver-

schieden sind, sind derartige Bewertungsmethoden unbrauchbar. Zu diesen Gebieten zählt auch Südtirol, denn die naturbedingten Qualitätsunterschiede sind hier bereits so groß, daß von einer konstant gleichbleibenden Qualität nicht mehr gesprochen werden kann. Mit der nötigen Einsicht aller EWG-Partner wird sich aber gewiß eine annehmbare Lösung finden, die ein Umfahren dieser schwersten Hürde ermöglicht.

Mit gesetzlichen Maßnahmen und Verordnungen allein ist es aber nicht getan. Um einen vollen Ertrag zu erreichen, sind zwei weitere Punkte von Wichtigkeit:

a) Die Förderung der Produktionsgrundlagen mit dem Ziel, die Rentabilität der Betriebe zu sichern und den im Weinbau Beschäftigten ein angemessenes Einkommen zu gewähren. Hierher gehören Beihilfen bei der Errichtung von Neuanlagen, Kredite zur Beschaffung von Maschinen und Geräten usw. Der derzeitige Beitrag Italiens zur Unterstützung des Obst- und Weinbaues in Südtirol beträgt im Rahmen des Grünen Plans derzeit jährlich 60 Millionen Lire, reicht aber nicht aus, um den notwendigen Erfordernissen Rechnung zu tragen.

b) Eine umfassende Beratung und Kontrolle. Die Weinbauern sollen die fachlichen Voraussetzungen bekommen, um die innerbetrieblichen Produktionsvoraussetzungen voll ausnützen zu können und vor allem die betriebswirtschaftlichen und volkswirtschaftlichen Zusammenhänge zu erkennen. In jede größere Weinbaugemeinde gehört ein voll ausgebildeter Fachmann, der in ständiger Verbindung zu den

Weinbauschulen und den Bauern steht und die Praxis des Qualitätsweinbaues vollkommen beherrscht. Als Vorbild sei hier wiederum die Schweiz genommen, die dieses Problem vorbildlich löste. Alljährlich zu Beginn der Arbeiten in den Weingärten werden die Fachleute zusammengerufen und ihnen die nötigen Instruktionen gegeben. Dann erst beginnen die Winzer mit den Arbeiten und werden an Ort und Stelle beraten.

Neben der Beratung ist die Weinlesekontrolle von größter Bedeutung für die Qualität der Trauben. Ohne wirksame Kontrolle verlieren sämtliche Appelle ihre Wirkung und es wird weiterhin nur Durchschnittsware produziert. Gerade in Südtirol ist eine strengere Kontrolle von Notwendigkeit, da die Hauptrebsorte Großvernatsch auf Grund der Pergelziehung ohnehin zur Massenproduktion verleitet und die Einsicht und der Wille der Weinbauern zur Qualitätserzeugung derzeit noch nicht allzu groß sind. Durch eine gut organisierte Weinlesekontrolle kann die Lese auf eine Art und Weise erfolgen, die die bestmögliche Qualität garantiert. Wenn es dazu noch zu einer systematischen Bezahlung der Qualität kommt, wird auch der Südtiroler Weinbauer für den Qualitätsweinbau gewonnen sein. Mit Qualität aber wird Südtirols Weinwirtschaft in einem wirtschaftlich geeinten Europa gefahrlos bestehen können.

Dipl.-Vwt. Kandidat Graiff

(Aus: Südtirols Weinwirtschaft vor der Entscheidung: Qualität oder Quantität? Dissertation, 150 Seiten, 1965)

## OVEG

Eyrs, ein kleines Dorf im oberen Vinschgau, ist nicht reich an landwirtschaftlichen Produkten. Es liegt schon 900 m hoch. Die Obstwiesen hören hier ungefähr auf. Die Berghänge sind steil und trocken und die Talsohle ist sumpfig. Kohl aber wurde immer schon angepflanzt. Die Abnehmer waren italienische und auch ortsansässige Händler. Da diese mit jedem Bauern einzeln verhandelten, konnten sie den Preis sehr niedrig halten. Um ihn aber anzuheben, wurde 1946 eine Genossenschaft gegründet, die freilich nie größere Bedeutung erlangte: vielleicht weil die großen Bauern nicht mitmachten.

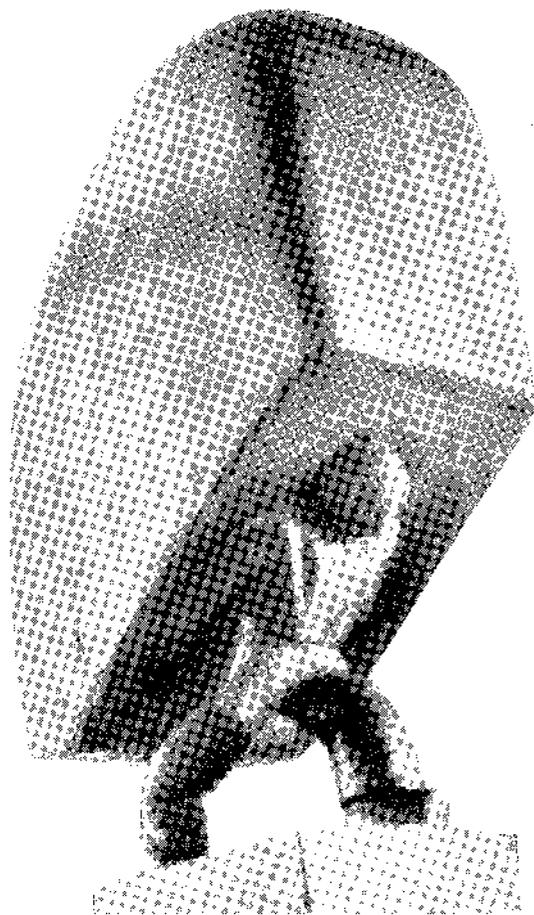
Als man erkannte, daß die feuchte Talsohle gute Wachstumsbedingungen für Karotten bietet, ging man seit 1952 immer mehr dazu über, Karotten anzubauen. 1963 wurde die „Obervinschgauer Produktionsgenossenschaft landwirtschaftlicher Erzeugnisse“ gegründet. Sie regelt den Absatz von Kohl und Karotten. Heute bemüht man sich auf einige ungünstige Erfahrungen hin, die Produktion auch auf andere Erzeugnisse auszudehnen. So wurden dieses Jahr auch Rote Rüben gezogen und im nächsten Jahr soll noch Blumenkohl dazukommen. Heute — wir sprachen am 22. September mit dem Obmann der Genossenschaft, Herrn Josef Tappeiner, und dem Sekretär, Herrn Erich Kainz — sind 178 Bauern, hauptsächlich aus Eyrs, Tschengls, Laas angeschlossen, die zusammen 80 ha für den genossenschaftlichen Anbau verwenden. Den Bauern werden von der Genossenschaft Sämaschinen, Kunstdünger, Unkrautvertilgungsmittel, Schädlingsbekämpfungsmittel zur Verfügung gestellt. Die Mitglieder sind verpflichtet, Karotten, Kohl und Rote Rüben ausschließlich der Genossenschaft zu verkaufen. Immerhin denkt man daran, den Lokalbedarf davon auszunehmen.

Herr Tappeiner, wohin verkaufen Sie die Produkte?

Nach Oberitalien, besonders nach Turin, aber auch bis nach Rom.

Wie lange lassen Sie die Karotten, die ja 80% Ihres Umsatzes ausmachen, hier lagern?

Wir haben ein großes Magazin hier in Eyrs (1200 m<sup>2</sup>) und je ein kleineres Verlademagazin in Tschengls und Laas. Aber Karotten lassen sich nur zwei Tage lagern. So müssen wir die Einbringung der Ernte zeitlich gut organisieren. Wir haben in jedem Ort einen Vertrauensmann, der den Bauern sagt, wann sie ernten sollen. Immerhin können wir täglich 3—4 Waggon (zu 10 t) absetzen.



Heutrager von Heinz Bacher, 30 cm, Holz

Wir bewundern seine Kraft und Zähigkeit, vielleicht auch Treue, die sich im Harten bewährt. Wenn sich diese tirolischen Eigenschaften auch heute durchsetzen, ist die Landwirtschaft Südtirols gesichert. Gewiß geht es nicht ohne vielfältige Umstrukturierung. Aber es gibt Wege; sie müssen nur gefunden und gegangen werden. Ueber zwei sehr verschiedene Möglichkeiten wollen wir berichten.

# DER GEMEINSCHAFTSSTALL IN BOZEN

*Haben Sie große Konkurrenz?*  
Ja, schon eigentlich. Im Val di Gresta in der Provinz Trient, wurden immer schon Karotten im großen Stil angebaut. Dort werden sie größer, aber bei uns haben sie bessere Qualität und besseren Geschmack. Dies kommt zum Teil durch die großen Temperaturschwankungen zwischen Tag und Nacht. Zwei Jahre waren wir den Bauern im Val di Gresta außerdem voraus, da wir schon Unkrautvertilgungsmittel verwendeten, während sie diese erst seit heuer einsetzen. Neuerdings haben Großhändler in Avezzano, 80 km von Rom entfernt, den Anbau von Karotten in einem ausgetrockneten See organisiert. Die Händler stellen dort Geräte und Material selbst und leiten auch die Ernte.

*Bedeutet die Ausweitung des Wirtschaftsprogrammes der EWG keine Gefahr für Ihre Genossenschaft?*

Unsere Erzeugnisse sind nicht teurer als die eines anderen Landes. Im Gegenteil, in unserer Gegend fällt der weite Transport weg. Italien führt zur Zeit Rote Rüben aus Belgien und Holland ein, Blumenkohl aus Belgien und Uebersee. So ist es selbstverständlich, daß sich italienische Händler sehr für unsere Produkte interessieren; beim Blumenkohl z. B. schon deswegen, weil dessen Ernte hier in die Zwischenzeit der beiden Ernten der südlicheren Gegenden fällt, in der sonst Blumenkohl importiert werden müßte. So hat uns ein Händler schon einen Vertrag angeboten, nach dem er die Blumenkohlpflanzen selbst liefert und für jede Pflanze einen fixen Preis zahlt. So fällt praktisch jedes Risiko weg. Wir werden das Angebot wahrscheinlich annehmen.

*Gewiß kann aber nicht jedes Jahr auf dem gleichen Feld Gemüse angepflanzt werden?*

Nein, wir wechseln ab und säen wenigstens jedes 3. oder 4. Jahr wieder Gras. Gerade weil wir so auf der sumpfigen Talsohle, durch die wir Gräben gezogen haben, auch mehr gutes Futter gewinnen, planen wir nun, eine „Rindermastgenossenschaft“ zu gründen. Dies hat den Vorteil, daß Gemüseabfälle, die nicht auf den Markt gebracht werden — es fällt ja immer auch minderwertige Ware an — noch wirtschaftlich, nämlich als Futter, verwertet werden können.

*Könnten Sie uns noch Auskünfte geben, wie Sie den Bau der Magazine finanzieren konnten?*

Die geschah fast ausschließlich durch Landeshilfen. Dafür und für Anregungen und Unterstützung jeder Art sind wir Assessor Dr. Brugger, Abgeordneten Hans Dietl und Dr. Ziemhöld sehr zu Dank verpflichtet.

*Wir danken Ihnen für das Gespräch.*

Josef Nössing-Pepi Zelger

Val: „Dolomiten“ vom 26. Februar 1960 „Sonderkultur Feldgemüsebau“, wo Dipl.-Gartenbauinspektor Anton Gartner auf die Bedeutung des Gemüsebaus in Südtirol hingewiesen hat.

Am Bozner Flughafen wird seit Monaten an der Erstellung einer modernen Stallanlage gearbeitet. Sie wird von einer seit zwei Jahren bestehenden Genossenschaft errichtet, die 26 Obstbauern als Mitglieder zählt. Der Mangel an natürlichem Dünger für die Obstwiesen und Weinkulturen hat sie zur Gründung der Genossenschaft bewogen. Einerseits lohnt es wegen der hohen Arbeitskosten nicht mehr, eigenes Vieh zu halten, andererseits fehlt ihnen das nötige Futter, weil das Gras auf den Obstwiesen durch die Schädlingsbekämpfungsgifte unverwertbar geworden ist und daher unter den Obstbäumen liegen bleibt. Selbstverständlich ist aber nicht nur Mistezeugung allein, sondern die bestmögliche Futterverwertung Ziel der Anlage. (Die Genossenschaft erzeugt einen Großteil des Rohfutters auf dem gepachteten, ca. 50 ha großen Flugplatz, der in 3—4 Tagen nur von drei Mann maschinell abgeräumt wird.) Daher dachte man bei der Gründung der Genossenschaft an die industrielle Mast von Rindern und Schweinen und an industrielle Milchproduktion. Im Gegensatz zu den anderen Viehstallungen Südtirols will die Genossenschaft einen höchst rationalen Industriebetrieb errichten, der außer auf Wirtschaftlichkeit und Rentabilität auf nichts Rücksicht nimmt.

Ende September besichtigten wir die Anlage und sprachen mit dem Obmann der Genossenschaft, Herrn Luis Tutzer, und mit einem Stallmeister. Die Stallungen — hauptsächlich halboffene Hallen und Hofräume, in denen sich die Tiere frei bewegen können — waren damals nur teilweise fertiggestellt; im bezugsfähigen Teil waren 157 holländische Niederungskühe eingestellt. Ein gültiges Urteil über die technischen Ausführungen und die Stallanlage im Ganzen kann erst gegeben werden, wenn der Bau einmal endgültig fertig und in Betrieb genommen ist.

Leider hatte Herr Tutzer nur sehr wenig Zeit, als wir die Anlage besichtigten. Darum legten wir ihm die nachfolgenden Fragen schriftlich vor.

*Ueber Freistallungen wird viel diskutiert. Haben Sie sich durch Exkursionen und Studienreisen Erfahrungen gesammelt, wie sich Rinder an hohe und tiefe Temperaturen anpassen?*

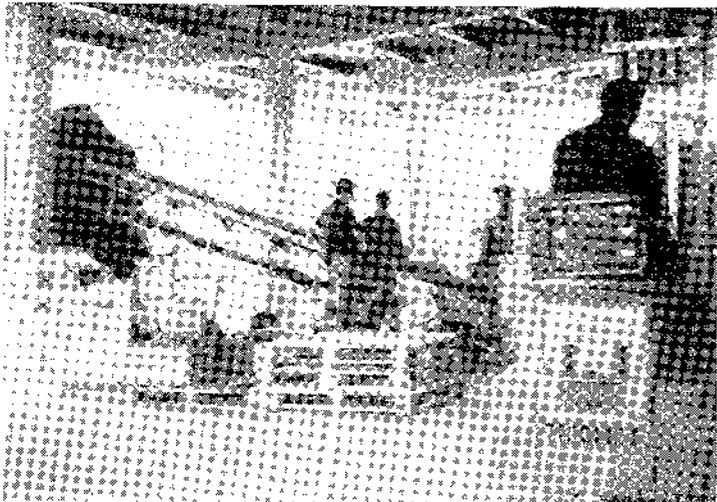
Nur die Milchtiere, die Masttiere bis zu einem bestimmten Gewicht und die Aufzuchttiere werden im Freiluftstall gehalten; die Endmast der Stiere, die Mast der Weißfleischkälber und Baby-Beef-Kälber sowie die Mast der Schweine wird in geschlossenen Stallungen betrieben. In einer

Reihe von Exkursionen im In- und Ausland haben wir im Gespräch mit den hervorragendsten Fachleuten auf dem Gebiet der Tierhaltung pro und kontra der Freilufthaltung studiert und abgewogen. Als Fazit kann eindeutig festgestellt werden, daß die Tiere tadellos tiefste Temperaturen vertragen; gefordert wird allerdings, daß die Tiere nur allmählich an extreme Temperaturverhältnisse gewöhnt werden (im Warmstall gehaltene Tiere können natürlich nicht plötzlich sibirischer Kälte ausgesetzt werden) und daß sie ein windgeschütztes, zugfreies und trockenes Liegebett haben; der Faktor Temperatur spielt dann nur eine ganz nebensächliche Rolle. Ein etwas erhöhter Futtermittelverbrauch zur Erzeugung derselben Leistung wie im Warmstall wird weitgehend durch bessere Konstitution und Widerstandsfähigkeit ausgeglichen.

*Der gesamte Betrieb soll von nur vier Mann bewältigt werden? Einige Bedenken in diesem Sinne ließen sich auch durch die Besichtigung der Anlage nicht beseitigen. Gewiß, für kranke Tiere ist der Tierarzt da. Aber wir fragen Sie nun, wer sieht, daß ein Tier erkrankt ist, wer sieht, ob jeden Tag jedes Tier richtig frisst, ob eine Kuh an einer Entzündung leidet usw. Wir sind noch immer der Ansicht, daß besonders die Kühe eine individuelle Pflege brauchen; zu dieser Ansicht bestärkt uns die Tatsache, daß die Bauern jedem Tier einzeln eine aufmerksame Pflege zukommen lassen.*

Sie müssen bedenken, daß von den angeführten 1000 Stück Vieh 85% Masttiere sind (Stiere, Kälber, Schweine), die verhältnismäßig bedeutend weniger Aufmerksamkeit und Pflege brauchen als die Hochleistungsmilchtiere; die Ställe sind so eingerichtet, daß sie hygienisch und bautechnisch einwandfrei sind. Ein Vertragstierarzt wird die Tiere periodisch prüfen. Für jede Mastgruppe ist ein erfahrener Stallmeister vorgesehen.

Was die Milchtiere anlangt, sind wir mit Ihnen einig, daß jedes Tier eine individuelle Beobachtung und Pflege verlangt; haltungs- und fütterungsmäßig werden die Tiere bei uns bestens versorgt werden. Die Kühe gehen bekanntlich zweimal am Tag durch den Melkstand, wo das erfahrene Auge der Melker etwaige Veränderungen, Verletzungen, Entzündungen usw. sofort feststellt und dem verantwortlichen Leiter des Betriebes zur Kenntnis bringt. Die trockenstehenden Kühe verlangen bis kurz vor dem Abkalben ebenso aufmerksame Pflege und Beobachtung; zum Abkalben werden die Tiere in einen Warmstall gebracht.



Bei der Auswahl des Personals ist selbstverständlich größte Vorsicht am Platze; vom Verantwortungsbewußtsein des Stallmeisters hängt zum Großteil die Wirtschaftlichkeit dieses Betriebszweiges ab.

Abschließend möchte ich noch anführen, daß die Schwierigkeiten meist nicht technischer Natur sind, sondern in den meisten Fällen in der Mentalität und im mißtrauischen Individualismus der Tierhalter zu suchen sind. Dieses Mißtrauen kann lediglich durch das mutige Beispiel und durch die moralische Integrität jener Männer, die die Kerntruppe bei der Gründung, beim Ablauf und bei der Führung jeder Genossenschaft bilden, beseitigt werden.

Bei uns werden kaum holländische Niederungstiere gehalten. Dafür züchten die Südtiroler Bauern aber gesundes, kräftiges und widerstandsfähiges Vieh dreier verschiedener Rassen. Welche Ueberlegung, Herr Tutzer, war ausschlaggebend, holländische Niederungstiere, die sich in unserer Gegend ja noch nicht bewährt haben, anstatt einheimischer Rassen anzukaufen, welche durch jahrelanges Züchten an unser Land akklimatisiert sind?

Das holländische Niederungsvieh gilt bekanntlich nicht als Landesrasse; es gibt aber einige Betriebe, welche schwarzbunte Kühe eingestellt haben.

Bevor die Genossenschaft den Entschluß faßte, schwarzbuntes Niederungsvieh einzustellen, haben wir uns im In- und Ausland eingehend über die Rassenfrage interessiert; beeindruckt haben uns vor allem die Urteile von Tierhaltern, die von der langjährigen Zucht und Haltung von Tieren der Braunviehrasse abgegangen und zur „Schwarzbunten“ übergegangen sind; die Robustheit und beste Konstitution der braunen oder grauen Kuh wird von niemandem angezweifelt, nur kann man von diesen Faktoren allein nicht leben; zum Ueberleben brauchen wir Hochleistungstiere mit einer guten Futtermittelverwertung; eine im Durchschnitt um 1000 Liter höhere Milchleistung gegenüber der Braunviehrasse wird als gesicherter Wert angesehen; außerdem soll die „Schwarzbunte“ gleich nach dem ersten, höchstens zweiten Kalb die höchste Milchleistung erreichen, während die anderen Rassen erst nach dem 4./5. Kalb den Karrierehöhepunkt aufweisen. Namhafte behördliche Vertreter rieten uns, von Vergleichsversuchen abzusehen, da bereits genügend statistisch gesicherte Werte gewonnen wurden. 1000 Liter Unterschied bei gleicher Fütterung und Umwelt kann aber für und eine passive oder aktive Bilanz bedeuten.

Inzwischen wurde uns mitgeteilt, daß alle angekauften Tiere wieder verkauft werden mußten, weil sie, wenigstens langfrist, aus einer verseuchten Zone stammen. Die Genossenschaft will nun beim nächsten Einkauf auch Simmentaler und Braune (Masttiere) sowie 999 Simmentaler Baby-Beet-Kälber einstellen.

Da die Leistung der Schwarzbunten höher liegt als die Leistung der bei uns gezüchteten Rassen, ist die Frage für unser Land nicht uninteressant, ob mit den schwarzbunten Niederungstieren in unseren Berggegenden, wo die Viehzucht an erster und fast alleiniger Stelle in der Landwirtschaft steht, schon Versuche mit den „Schwarzbunten“ gemacht worden sind. Lägen positive Versuche vor, wäre die Einstellung „Schwarzbunter“ ein weiterer, wichtiger Schritt zur Rentabilisierung unserer Landwirtschaft.

Ob sich das eingestellte Vieh auch für Berggegenden eignet, kann ich nicht beurteilen, Tatsache ist, daß im oberitalienischen Raum schwarzbunte Tiere unter denselben klimatischen Verhältnissen leben wie unsere braunen Kühe. Sie wissen, daß die Durchschnittsleistung an Milchproduktion in unserem Lande recht tief liegt, die Erzeugungskosten aber sehr hoch sind; neben anderen Möglichkeiten zur Abschaffung dieses Zustandes sei auch die Möglichkeit einer höheren Milchleistung bei derselben Grund- und Kraftfuttergabe angeführt.

Was können Sie, Herr Tutzer, uns über die finanzielle Seite der Anlage sagen? In welchem Prozentsatz zu den Gesamtkosten konnte die Genossenschaft öffentliche Mittel zur Finanzierung heranziehen?

Der Ankauf des Baugrundes (ca. 15.000 qm) sowie der Bau der gesamten Stallanlage samt Einrichtungen und Maschinenpark wird durch einen staatlichen Vorzugskredit gemäß Grünem Plan, Srt. 4, des Gesetzes vom 23. Mai 1966, Nr. 404 (30 Jahre, Zinsfuß 2,5%) finanziert; der Gemeinschaftsstall Bozen wird daher zu 100% mittels eines langfristigen Kredites finanziert und genießt keinerlei verlorene Zuschüsse. Das erforderliche Kapital für Betriebsmittel, Kraftfutterankauf, Vieheinstellung usw. wird nur teilweise über staatliche Vorzugskredite finanziert; der Rest wird mit Ueberbrückungskrediten, die von den Mitgliedern selbst verbürgt werden, gedeckt.

Sind für ähnliche Betriebe in Berggegenden ebenfalls vom Staate in gleichem Maße öffentliche Kredite vorgesehen?

In den Berggegenden können Gemeinschaftsstallungen mit denselben Krediten gemäß Grünem Plan finanziert werden; der Zinsfuß ist dort noch bedeutend günstiger; ein positiver oder ablehnender Bescheid von seiten der zuständigen Agrarbehörden der Region (bei Anlagen mit einem Kostenpunkt von über 10 Millionen Lire sind die Regionalbehörden zuständig) hängt weitgehend von der Zweckmäßigkeit und der zu erwartenden Wirtschaftlichkeit des Bauvorhabens ab; die zuständigen Techniker und Genossenschafter müssen in der Lage sein, die Behörden von der vergleichsweise höheren Rentabilität der gemeinschaftlichen Viehhaltung und Futterwirtschaft zu überzeugen. Gemeinschaftsanlagen werden von den Agrarbehörden vorzüglich behandelt und finanziert, vorausgesetzt eben, daß die geforderten Grundlagen (menschliche und wirtschaftliche Voraussetzungen) vorhanden sind.

Würden Sie Freistallungen in 1000 m Meereshöhe und darüber empfehlen?

Es ist verfrüht, jetzt ein Urteil darüber abzugeben, ob die Freilaufhaltung von Milch- und Aufzuchttieren auch in Berggegenden zweckmäßig ist und empfohlen werden kann. Tatsache ist m. W., daß die Freilaufhaltung auf die Milchvieh-

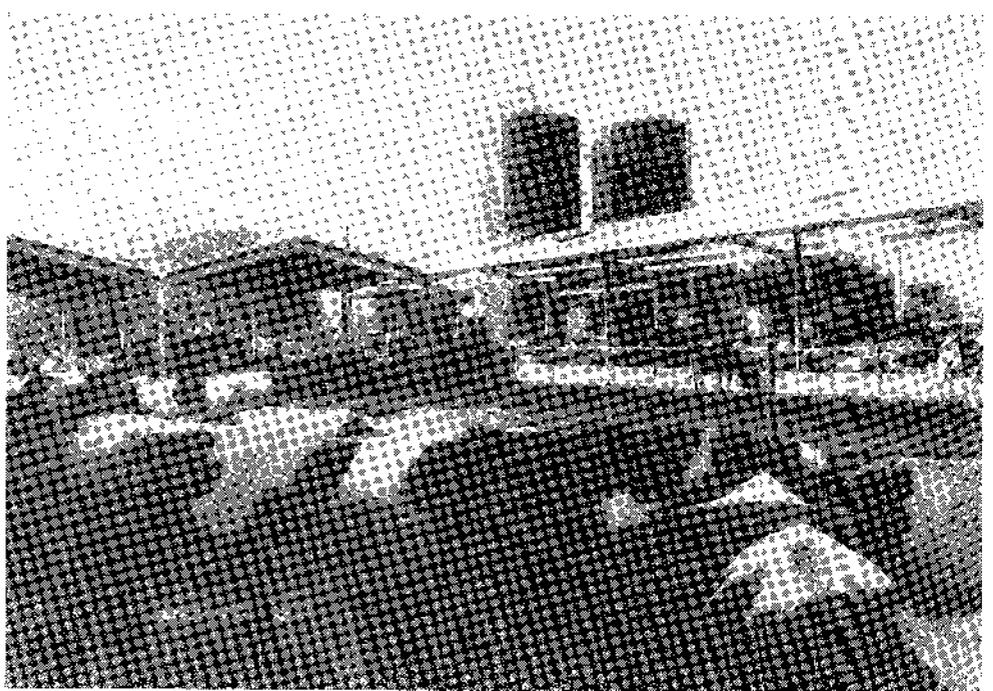
haltung beschränkt werden muß; eine allgemeine Empfehlung kann nur bedingt gegeben werden; für Erfolg und Mißerfolg einer Stallung sind noch eine Reihe weiterer Faktoren ausschlaggebend und dies in entscheidender Weise (Vieh-rasse, Fütterung, Personal usw.).

Die Viehhaltung hat sich bei uns in Südtirol auf die höhergelegenen Berg- und Talflächen zurückgezogen, wo Wein- und Obstbau nicht mehr möglich ist. Deshalb haben wir Sie, Herr Tutzer, schon öfters um Vergleiche mit Berggegenden gefragt. Wir möchten nun wissen, ob Sie sich Gemeinschaftsviehhaltung in den höheren Regionen unseres Landes vorstellen könnten. Eine Gemeinschaftsstallung, ähnlich der unseren in Bozen, könnte ich mir mit den notwendigen Anpassungen auch in einem Bergdorf vorstellen; man halte aber fest, daß ein Gemeinschaftsstall in den Berggegenden mit vorherrschender Viehwirtschaft nur dann sinnvoll und zweckdienlich ist, wenn er die Funktion eines Komplementär-Betriebszweiges bekommt. Zum Beispiel stelle ich mir vor, daß ein Gemeinschaftsstall im Gadertal oder im oberen Vinschgau einen Sinn hätte, kaum aber im Sarntal oder im Pustertal; im ersteren Fall hätte ein Gemeinschaftsstall die Funktion, die Leute des Dorfes von der täglichen Arbeit zu entlasten, auch sie für die Tertiärberufe (Fremdenverkehr usw.) freizumachen; die Milch aber und das Fleisch bleiben im Fremdenverkehrsort gut bezahlte Ware; im oberen Vinschgau könnten sich die Leute dem intensiven Gemüsebau und teilweise dem Obstbau widmen; der Gemeinschaftsstall bekäme die Funktion eines Milchlieferanten und gleichzeitig würde er Gemüseabfälle und fruchtfolgemäßig notwendige Futterschläge wirtschaftlich verwerten sowie in der Zone anfallende Mastkälber aufnehmen können.

Die Bauern sollen aber nicht etwa durch den Gemeinschaftsstall veranlaßt werden, den Hof zu verlassen. Im Gegenteil! Der eigenständige Bauer muß auf seinem Hof bleiben, um wertvolle Milchtiere zu züchten, um Futterwirtschaft für den eigenen und den anteilmäßig festgelegten Gemeinschaftsstall zu betreiben und um Bauer zu bleiben.

Josef Nössing - Pepi Zelger

Fotos: links unten: Magazin der OVEG in Byrs, Italienische Händler prüfen am Förderband die Qualität der Roten Rüben. — Links innen und rechts: Der Gemeinschaftsstall in Bozen.



# SAUERTEIG IN DER WELT

„Ähnlich ist das Reich der Himmel einem Sauerteig, den eine Frau nahm und unter drei Maß Mehl mischte, bis das Ganze gesäuert war“ (Mt 13, 33). Man legt dieses Gleichnis gern in personaler Sicht aus, daß die Christen der Sauerteig sind, der die menschliche Gesellschaft durchdringen soll. Zuerst aber muß es sachlich ausgelegt werden, daß im Christenleben die *Basilien*, die *Gottesherrschaft*, alle Bereiche wie Hefe den Teig durchdringen muß. Dabei muß auf zwei Feinheiten des griechischen Textes hingewiesen werden, die im Deutschen nicht wiederzugeben sind. Das erste Verbum (*βίζουρεν*) bedeutet eigentlich, daß der Sauerteig ins Mehl hinein versteckt wird; er verschwindet darin. So verschwindet die Religion gleichsam in den weltlichen Bereichen des Lebens, sie ist dort nicht an der Oberfläche, nicht das Wort, das man zuvorderst auf der Zunge hat, sie ist „hineinverborgen“. Christentum ist nicht nur dort, wo davon die Rede ist, wo man es zum Thema macht, wo es im Zweckparagrafen verankert ist. Die Hefe ist in dem was einfach der Teig heißt.

Dann aber ist auf die zweite Feinheit hinzuweisen: das Verbum „bis das Ganze gesäuert war“ (*ἕσποδρ*), hat im Griechischen nicht die Form der Zuständigkeit, sondern des einmaligen, eintretenden Ereignisses (es steht im Aorist). Man müßte also übersetzen: bis es sich ereignet, daß der Teig aufgeht. Dieses Ereignis hat im Gleichnis, wie alle diese Reich-Gottes-Parabeln, eine eschatologische Spitze: am jüngsten Tag geht der Teig auf. Die Eschatologie ist aber schon gegenwärtig: Im Christenleben muß es sich ereignen, daß durch die zuinnerst aktive Substanz des Glaubens alle Bereiche aufgehen, ihre echte, schmuckhafte Beschaffenheit im Menschenleben erhalten. So wie wir nicht die Hefe essen, sondern das Brot, so ist Christentum nicht eine Religion in Reinkultur, sondern ein ganzes und irdisches Leben, in dem aber überall das Wort Gottes wirksam ist, das sich immer versteht als Antwort auf Gott. „Mögi ihr also essen oder trinken oder was immer tun, tut alles zur Verherrlichung Gottes“, sagt Paulus (1 Kor 10, 31).

Es war einmal unser Stolz als Katholiken, daß wir nicht nur ein einziges Credo hatten, sondern eine wohlausgebaute kirchliche Lehre, die noch auf viele Fragen klare Antwort gab, die nicht ausdrücklich im Credo stehen. Die Theologen sagten: Was aus Glaubenssätzen allein oder zusammen mit sicheren natürlichen Einsichten richtig gefolgert wird, das hat dieselbe Wahrheitskraft wie ein ursprünglicher Glaubenssatz, könnte also vom kirchlichen Lehramt als solcher definiert werden. Der durchschnittliche Katholik, und nicht nur er, war oft der Ueberzeugung, auf dem ganzen Gebiet der Glaubens- und Sittenlehre gebe es in der katholischen Kirche nur sichere, klare Antworten, und bei neu auftauchenden Problemen könne eine solche Augenblicks aus den vorhandenen Grundlagen gefolgert werden.

Ich sagte: es war einmal. Ist es denn heute nicht mehr so? Wir müssen unterscheiden: Wir haben als Glaubensschatz die göttliche Offenbarung der Schrift, dazu die sogenannten Definitionen des kirchlichen Lehramtes, präzise Antworten, welche sagen, daß in einer bestimmten Sache im Namen des wahren Glaubens diese Formulierung richtig und ihr Gegenteil falsch sei. Und dieser Glaubensschatz bleibt tatsächlich unveränderlich. Aber damit ist vieles doch noch nicht klar. Mit einer Glaubensaussage der Bibel ist nicht zugleich deren ganze Tragweite gegeben: mit einer Konzilsdefinition weiß man noch nicht zugleich, wie sich konkrete Einzelfälle zu ihr verhalten. Wie sich das darstellen kann, sei mit wenigen Beispielen angedeutet. Das Neue Testament spricht eindringlich von der Verdammnis. Man hat daraus in der Kirche während Jahrhunderten eine recht einfache Lehre abgeleitet. Heute ist sich fast jedermann klar, daß die Frage der ewigen Verdammnis nicht so einfach sein kann, wie es den Anschein hatte. Aber trotz der biblischen Grundlagen ist noch keine sichere Lösung aller bezüglichen Fragen in Sicht. Oder man kannte die Lehre, daß einzig die Botschaft Christi die wahre Religion gibt, und das in der Gemeinschaft aller Kirche, und man wußte zugleich, daß es also Gewissenspflicht jedes Menschen ist, den christlichen Glauben anzunehmen. Aber was sind daraus für Folgerungen zu ziehen hinsichtlich staatlicher Religionsfreiheit und Gewissensfreiheit? Die Antworten, die das Konzil vor kurzem gegeben hat, sind so verschieden von den Antworten, die vor 100 Jahren gegeben wurden, daß es den Konzilstheologen schwer fiel zu bejahen, daß es sich um die gleiche Lehre handelte, nur in einem weiteren Entwicklungsstadium. Ähnliches zeichnet sich schließlich ab in der Lehre über die Ehe und die Empfängnisregelung.

Der heutige Christ hat nicht das Gefühl, mit dem Glauben einen vollständigen Werkzeugkasten zu besitzen, in welchem sich für jeden denkbaren Handgriff das genau passende Werkzeug vorfindet. Er muß vielmehr auch die Glaubenslehre als einen Sauerteig betrachten, der gleichsam in den vielen Fragen und Problemen verschwindet, aber daraus durch seine lebendige Kraft neue Antworten entwickelt, die nicht im voraus berechenbar und ableitbar waren. So wird er auch das Lehren der Kirche viel beweglicher sehen als bisher, wanderbarer. Aber er wird deswegen nicht den Glauben in Zweifel ziehen. Im Gegenteil: Er muß zum Glauben, oder besser, zum glaubengebenden Gott ein viel größeres Vertrauen haben, wenn er von ihm auf jede

neue Frage eine unvorhersehbare Antwort erwartet, als wenn er die Antwort als Resultat eigener logischer Rechnung im voraus ableiten zu können hofft.

So zeigt uns die neue Sicht von Religion und Glaube ein Christentum, das viel mehr ist, als die Kategorie der Religion meint, das transzendental in allen Lebensbereichen anwesend ist, nicht äußerlich hinzugefügt, sondern innerlich wirksam als verborgener Sauerteig. Das Christentum ist eine Religion, die nicht dem sogenannten religiösen Menschen vorbehalten ist, wenn auch jeder Christ das psychologisch Religiöse in sich zu seinem Recht kommen lassen soll. Auch der christliche Glaube ist wie ein Sauerteig in den Lebensproblemen, der die richtige Antwort hervorbringt, ohne daß sie im voraus und ein für allemal feststehen muß. Der unveränderliche Glaube bringt dann eine stets wandelbare Theologie hervor, und die beiden dürfen nicht gleichgesetzt werden.

Es gab eine Zeit, da „die Kirche“ (lies: die Hierarchie) die Herrin der Völker in ihrem abendländischen Umkreis war, wo es im ganzen öffentlichen Leben wirklich nichts gab, das nicht von der Kirche beherrscht war oder wenigstens mit ihrem Einfluß rechnen mußte. Dies ist bis heute das Ideal des Integralismus. Es kann sich auf ein verführerisches Argument stützen: Christus ist der absolute Herr aller Lebensbereiche der Menschen. Die Kirche vertritt Christus. Also kann sie am besten alles der Herrschaft Christi unterwerfen, wenn sie alles beherrscht, wenn sie oder ihre Organisationen alle Schlüsselpositionen besetzen in der Politik, in der Finanzwelt, in der Kultur. Dieses Argument übersieht zwei Dinge: 1. Es ist durchaus nicht ausgemacht, daß sich die Herrschaft Christi durch irgendeine menschliche, auch kirchliche Beherrschung errichten und sicherstellen ließe. 2. Es ist ganz einfach nicht Gottes heilsgeschichtlicher Plan, daß sein Reich komme durch Machioperationen der Kirche. Wenn Petrus das Schwert zieht, dann erreicht er nur, daß er das Ohr verstümmelt, welches das Wort Gottes hören sollte. Darum ist jede Form des Integralismus, des kirchlichen Machtstrebens in der Welt, eine falsche Konzeption. Auch nicht auf dem friedlichsten und mildesten Weg, geschweige denn durch weltliche Gerissenheit und Rücksichtslosigkeit, läßt sich Christi Herrschaft über den Weg von Staatsmächten und Gesetzgebungen errichten. So ist diese Weltzeit nicht gemacht, so war auch das Leben Christi nicht gemacht. Der Tenor des Konzils ist auch ein völlig anderer. Die Kirche wird heute nicht mehr kraft ihrer Sendung als Herrin der Völker, sondern als Sakrament des Heils bezeichnet, sie ist die schwesterliche Dienerin der Menschheit zum Heil. Die Kirche braucht nicht zu herrschen, um zu retten. Je aufrichtiger, absichtsloser ihre Dienstbereitschaft ist, desto besser kann sie ihre Sendung erfüllen. Die letzten Jahre sind dafür schon Beweis. Die Kirche hat von Gott die Botschaft des Heils empfangen. Sie muß sie zuerst in ihrem eigenen Leben verwirklichen. Sie zeigt sie gleichsam der Welt, um diese daran teilnehmen zu lassen. Es ist ihr nur an der Befolgung der Botschaft Christi gelegen, nicht am eigenen Prestige. Daß der Geist Christi Fuß faßt, ist ihr Lohn, nicht daß man sie beweihräuchert. So ist sie Sauerteig in der Welt, der verborgen wird, und so seine Kraft entfaltet.

Wie sieht ein Christ moralisch aus? ist eine weitere Frage, auf die heute eine neue Antwort gesucht wird. Hier soll ohne Polemik ein solches Porträt skizziert werden. Der Christ lebt ganz aus dem Bewußtsein, daß er in Christus erlöst ist von der Verfallenheit an die Sünde und die Gottferne. Sein Gottesverhältnis ist von Dankbarkeit, Vertrauen und Liebe bestimmt. Ängstlichkeit gegenüber Gott ist ihm fremd, gerade weil er weiß, daß alles Gnade ist und er nicht durch eine minutiöse Rechnung zu einer Aktivbilanz guter Werke kommen muß.

Er weiß, daß die Hauptbotschaft Christi, als Folge der Ver söhnung mit Gott, die Liebe der Menschen untereinander ist. Diese Liebe hat ihren Hauptgrund in der Menschwerdung selber: In Christus sind alle Menschen eins, um Christi willen ist uns jeder Mensch zutiefst verbunden. Das moralische Hauptanliegen des Christen ist darum, in allem auf Liebe, Gemeinschaftlichkeit, Harmonie, Friede unter den Menschen zu wirken.

Liebe ist auch der tiefste Grund, warum der Christ vor allem Sein, besonders vor jedem menschlichen Sein, Ehrfurcht hat und darum seinsgerecht handelt. Seinsgerechtigkeit besagt Wahrheit und darum Wahrhaftigkeit, Wahrhaftigkeit vor allem im eigenen Leben, im Umgang mit sich, aber auch Wahrhaftigkeit im Reden und Handeln zum Mitmenschen. Seinsgerechtigkeit ist dem Menschen gegenüber Gerechtigkeit, das Ernstnehmen und

Fortsetzung Seite 12

Bild: Katakomben und Maria mit Kind (Katakombenmalerei aus dem 4. Jh.). Aus dem Buch von Anton Henze, „Rom“, Albert-Stocker-Verlag, Stuttgart-Graz. Weil Kirche immer der Ort ist, wo Gott „unter den Menschen wohnt“, wurde in den ersten Jahrhunderten Maria als Urbild und Inbegriff von Kirche überhaupt verstanden. Sie ist wie die Kirche selbst Unsakrament. Als solches wirkt sie nicht mit Macht, vielmehr geheimnisthaft und verborgen wie das Samenkorn, das man nicht sieht, das aber lebt und Frucht bringt.



Verwirklichen der Würde und der Anrechte des Menschen. Seinsgerecht muß zuerst die geschlechtliche Liebe des Menschen sein; der sehr feingliedrige und labile Zusammenhang zwischen dem leiblichen und dem geistigen Aspekt dieser Liebe muß gesichert werden durch den Schlüsselbegriff der personalisierten Geschlechtlichkeit. Die Geschlechtlichkeit selber ist ein Gut im Menschenleben — auch beim Unverheirateten, der sie nicht erfüllt.

Seinsgerechtigkeit auch allen andern Dingen gegenüber heißt, alles in der eigenen Bedeutung in der Schöpfung ernstnehmen und insofern allem zugetan, allem gut sein. Der Christ sollte sich, als der wahre Sohn im Hause, in der Welt durch eine umfassende Seinsfreundlichkeit auszeichnen. Da er das nicht kann,

wenn er den Dingen verfällt und die Ordnung umkehrt, braucht er eine geübte Selbstbeherrschung, das heißt die Herrschaft eines recht gerichteten Geistes über seine untergeistigen Wesenskräfte.

In all dem Gesagten ist ausgedrückt, daß der Christ im Regelfall seine Lebensaufgabe in allen Dimensionen des menschlichen und menschheitlichen Lebens finden kann, daß er aber diese Dimensionen mit seiner christlichen Zielausrichtung durchdringt und so allen ihren eigensten, besten Sinn zurückgibt.

Dieser Auszug aus dem Buch von Alois Müller „Die neue Kirche und die Beziehung“ (Benziger-Verlag, Einsiedeln) ist in der schweizerischen Studentenzeitung CIVITAS 2/8 1966 vor Erscheinen des Buches erstmals veröffentlicht worden.

Wir verstehen die Zeit  
auf unseren Standpunkten.  
Wir verstehen auch die Standpunkte.  
Nur verstehen wir  
nicht.  
Wir besitzen unser Gesäß,  
Schaukel und Lehrstühle  
und sitzen bisweilen sogar fest.  
Nur besitzen wir  
nicht.  
Wir begreifen den Geist,  
eigenhändig oder mit Prothesen.  
Wir begreifen auch das Fleisch,  
eigenhändig oder mit Prothesen.  
Wir sind leicht von Begriffen.  
Nur begreifen wir  
nicht.

Singe,  
sing doch, graue Lerche,  
bist ja an der Zunge nicht,  
nur am Flügel angenagelt.  
Kennst du nicht die Knüppeiverse,  
die des Lebens Freiheit preisen:  
wie du wahr bist, wenn du blutest,  
wie lebendig, wenn du zappelst.  
Sieh die große Pyramide,  
jede Stufe ein Gesetz:  
Kinder auf dem Tische Gottes,  
Füchse in der Menschen Fallen,  
Igel im Urin der Füchse,  
Nattern in der Igel Kiefer,  
Amseln in der Nattern Speichel,  
Spinnen auf der Amseln Zunge,  
Muscheln in der Spinnen Zangen,  
selbst der Tang im Muschelalter,  
jede Stufe ein Gesetz.  
Und du singst nicht,  
graue Lerche.

Paulmichl  
Stecher  
Zoderer

Stunden,  
wie sie gehen

1

Obwohl er erst seit etwa einer Stunde wach war, gelang es ihm nicht einmal diese erste Stunde des neuen Tages zu überschauen. Er erinnerte sich zwar, daß er — noch im Bett liegend — schon bewußt den Tag zu erleben begonnen hatte. Er hatte den festen Eindruck eines Erlebens, nur was es gewesen war, der Inhalt seiner Gedanken war der Vorstellung entglitten. Es blieben stets äußere Handlungen übrig, an die er sich erinnerte und die in der Erinnerung die Tage karg und blaß erscheinen ließen. Handlungen, die sich immer wiederholten.

Er spürte, daß eine der zwei Decken vom Bettende hinabgerutscht war, er spürte einen leichten Druck in der linken Niere, er tastete mit einer Hand dorthin, vielleicht hatte er sich ein wenig erkältet. Er zog die Pyjamajacke über den nackten Rücken, drehte sich auf die andere Seite, legte das Gesicht auf einen kühlen Teil des Polsters und roch den erkalteten Schweiß dieser Nacht.

Er öffnete noch nicht die Augen, noch

nicht ganz, denn er war unter allen Umständen entschlossen, heute so lange, wie er nur konnte, zu schlafen. Aber er schlief nicht mehr, die Gegenstände in dem halbdunklen Zimmer — die Vorhänge waren schon sehr hell, es war offenbar nicht mehr ganz früh am Morgen — drängten ihm Gedanken auf, undeutliche Erinnerungen, auf die er sich nicht einließ. Die Nacht war für ihn schon vorbei, er hörte das Scharren einer Schaufel, wahrscheinlich einer Schneeschaufel, wie er annahm, und um zu sehen, ob es in der Nacht geschneit habe und er daher sofort einen Grund hätte, einen Spaziergang zu machen, schob er die Decke ohne längeres Ueberlegen weg und tappte barfuß über den Teppich zum Balkonfenster. Er nestelte ein Stück Vorhangstoff auf die Seite und sah zum Dach des Nachbarhauses hinüber: es war nebelnaß, kein Schnee, kein Grund, laut zu werden. Das Zimmer erschien ihm fremd, er nahm seine Wäsche vom Stuhl und ging ins Badezimmer.

Aber er fühlte sich unentschlossen. Irgendwie zögerte er, sich schon zu waschen, anzukleiden und für den Tag fertig zu

Verdächtig  
sind nicht  
die sieben farblosen, flüchtenden Beinpaare der Assel,  
auch nicht die Lockungen der Lurche im März,  
noch die panischen Schellen des Juliwindes.  
Verdächtig  
sind wir.  
Wir Totengräber zum Beispiel  
werden gewerkschaftlich  
als Gärtner geführt.

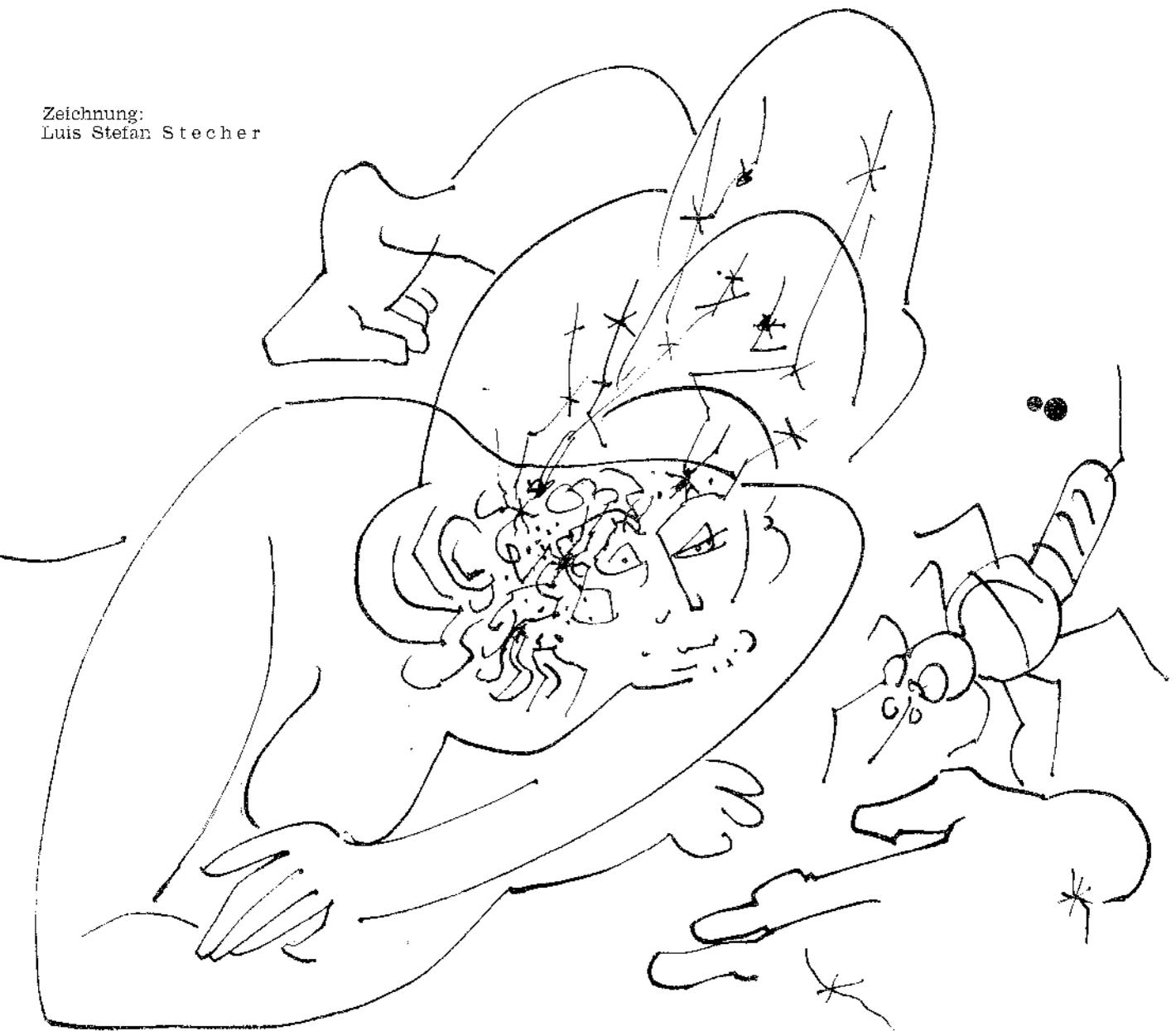
Luis Stefan Stecher

sein. Er holte aus dem Eisschrank das Fleisch für die Katze, zündete das Gas an, ließ etwas Wasser in ein kleines Küchengeschirr rinnen und legte das dunkelrote Fleischstück hinein. In einem andern Topf kochte er eine Schale voll Wasser, um es mit kalter Milch zu mischen. Anders vertrug es nicht der Magen seiner Siamesin. Unschlüssig stand er in der Küchenmitte, er war nicht recht sicher, ob er inzwischen mit dem Zähneputzen beginnen sollte. Aber dann erschien ihm das Fleisch bereits genügend gewärmt, er fischte es mit einer Gabel auf ein Holzbrett und machte sich daran, kleine Stücke daraus zu schneiden. Diese schüttelte er in einen weißen Napf und schob ihn zusammen mit dem Schüsselchen verdünnter Milch — er konnte sich nicht gleich entscheiden, wohin er das Zeug stellen sollte — schließlich neben ein Bein des Küchentisches.

Während er dann abwechselnd kaltes und warmes Wasser über sein Gesicht spülen ließ, dachte er nur das eine: es ist gut, naß zu werden.

Fortsetzung übernächste Seite

Zeichnung:  
Luis Stefan Stecher



Ganz am Rande des Feldes,  
Kaum beachtet vom Wind  
sagte eine Kornblume  
zu allem Gewoge und Kopfschütteln —  
Amen.  
So, als wäre ein Vaterunser gesprochen worden,  
auf das keiner eine Antwort wußte.

Schatten, klagende Hand,  
wenn versäumter Gang  
dich an die Wälder band,  
ganz dicht am Boden entlang.

Bruder, kränkere Last  
trägt nicht Sonne fort;  
was sich an die Erde faßt,  
kennt nicht sichern Ort.

Unbestimmtes Leben  
trägst du zu mir her.  
Wenn die Berge beben  
durch das Wolkenmeer,

weiß ich nicht,  
was mich beschleicht,  
da tut mir eine Wolke weh,  
daß es für Tage reicht.

### *Warten*

Den Weihrauch prüfen,  
in der Altstadt verweilen.  
Die Amsel überflog die Gärten  
und die Schneeschmelze trug  
Sankt Nepomuks Gesicht.

### *Vogelzüge*

Wenn die Inseln sterben  
gibt es wieder Wasser  
für die Taufe.  
Augur, Tambur:  
erprobte Quintenparallelen  
von Hölderlin bis Aischylos;  
anerkannte Handelsbeziehungen  
mit Investitionsgesprächen  
über Ruinen.

Wir wollen, wenn die Schwärme ziehen  
nicht die Augen heben.  
Nur  
den Gesang verzeichnen vor der Eiablage  
und staunen über die Kunst  
kommender Friedensschlüsse.

Leonhard Paulmichl

Sie hatte hinter ihm die Wohnungstür ins Schloß gedrückt. Es war nur ein kurzer Weg, den er vor sich hatte. Aber es war immer der Abschied. Er lächelte und hatte dabei sein Gesicht der Tür zugewandt. Zwischen den Lippen bewegte er den Zahnstocher, den er sich nach dem Essen genommen hatte.

Sie wußte, daß er noch wartete. Mit einem knackenden Geräusch öffnete sie das rechteckige Guckloch. Wenn man das Metalldeckelchen, das dabei immer knackte, wegzog, konnte man durch eine kleine Glasscheibe den Korridor überblicken.

Er sah zuerst das helle Grau eines Auges, dann sah er einen gerundeten Mund. Sie hatte ebenfalls das dünne Holz eines Zahnstochers zwischen die Lippen gepreßt. Mit diesem winzigen Stab fuhr sie über die Fläche des Glases.

Er stellte sich ganz nahe zur Tür, und gemeinsam verachteten sie die Spitzen ihrer Zahnstocher zu treffen. Dazwischen aber war das Glas des Guckloches. Er lächelte, kehrte sich um und stieg in den Fahrstuhl des Hausliftes ein.

## III

Das Fenster im Haus gegenüber war nach innen aufgeklappt. An den zwei Metallgriffen, an denen es hereingezogen werden konnte — er wußte dies, weil er ein Fenster gleicher Art besaß —, hingen Wäschestücke. Er vermochte nicht festzustellen, ob am linken Griff ein Herrenhemd oder eine Bluse und am rechten Griff eine Hose oder ein Pullover hingen.

Über der Mitte der Fensterbrüstung war ein weißes Fell geworfen. Aus der Entfernung hätte es ein Eisbärenfell oder ein riesiges Schaffell sein können. Wenn etwas Wind aufkam, wogten die weißen Haare wie ein Stück weißer Wiese. Das Fell erinnete ihn, wenn die Haare vom Wind bewegt wurden, an einen schmalen, blonden Kopf eines laufenden barfüßigen Mädchens. Es war das erste, was ihm einfiel, als er sich fragte, woran ihn dieses Fell denken mache. Und er hatte keine andere Erklärung dafür, warum das Mädchen blond und barfüßig und der Kopf schmal war und warum es lief, als vielleicht diese, daß das Fell weiß war und sich im Wind bewegte und ihn das alles mit dem Wunsch erfüllte, er könnte über den weißen Sand einer weiten Bucht laufen, nur mit dem Verlangen, das blonde, barfüßige Mädchen nie aus den Augen zu verlieren, das Mädchen, das lachend vor ihm herlief und das er nie zu erreichen brauchte.

## IV

Wenn er das Bassin verließ, schwamm er meist über die lose im Wasser hängende Kette, die das Becken für Schwimmer und Nichtschwimmer trennte. Er versuchte dabei, den Körper so leicht zu machen, daß der Bauch die Stahlringe nicht berührte. Dann erst suchten seine Füße den Boden und seine Beine strampelten durch das Wasser bis zu den sechs Zementstufen, die aus dem Bassin hinausführten. Manchmal tauchte er auch bis zum Rand, stützte seine Handflächen auf und schwang sich aus dem Bassin. Er fürchtete immer, daß es ihm einmal mißlingen

könnte. Denn er fühlte sich stets beobachtet. Wenn er über die Stufen aus dem Wasser stieg oder sich mit einem Schwung auf den Beckenrand gezogen hatte, glaubte er immer, daß ihm jemand zusehe. Er senkte unwillkürlich den Kopf, wenn er zur Brause schrill oder er hob ihn wie zum Trotz, aber er versuchte dabei, niemanden ins Gesicht zu schauen.

Dieses Gefühl war manchmal so stark, daß er den Eindruck hatte, um ihn herum verstummten die Gespräche, und er hörte nur aus weiter Ferne die Pfeifensignale der Bademeister und die hin- und hergerufenen Worte spielender Kinder. Aber dies alles war wie ein geteilter Vorhang, wenn er die Holzbank wieder erreicht hatte, die er als Ruheplatz bevorzugte.

Wenn er auf dem Badetuch, das sie vor Jahren gekauft hatten, lag — meist auf dem Rücken, mit ausgestreckten Beinen, die Hände unter die Lenden geschoben — hatte er die Augen geschlossen. Er wunderte sich immer, wie lange er in dieser Lage aushielt. Es war eine konzentrierte Haltung, und doch vermochte er sich kaum jemals auf einen einzigen Gedanken zu besinnen. Er bemerkte, daß er eigentlich nichts bewußt dachte. Er lag in der Sonne und schien mit diesem Vergnügen vollkommen beschäftigt zu sein. Kaum, daß er Langeweile verspürte. Es war eine Art Stumpfheit, die ihn lähmte und der er gerne nachgab, wenn er auch wußte, daß er sich später wegen dieser Schwäche quälen und das Gefühl der Unzufriedenheit ihn bedrücken werde. Es waren die bitter-süßen, leeren Stunden.

Josef Zoderer

## Sinn und Grenzen des Weltbilddenkens

Die Redaktion möchte in Erinnerung rufen, daß sich ihre Meinung nicht immer mit der Aussage der Beiträge deckt. Sie möchte darauf hinweisen, daß die konsequente Weiterführung der im folgenden Artikel dargelegten Ansicht unanziehende Folgen hätte, weil diese die Möglichkeit objektiver Erkenntnis verneint und naturwissenschaftliches Denken auf geisteswissenschaftliche Bereiche überträgt. Die Redaktion bittet um Stellungnahmen.

### I Vom Denken des Denkens

Die Denkfähigkeit erlaubt mir, die Unterscheidung von Ich und Nicht-Ich zu machen, verurteilt mich, die Trennung von Ich und Nicht-Ich zu erleben, insofern der Denktakt jener Akt ist, der nur auf Grund der Abstraktion und darin auf dem der Entfremdung zustande kommt. Abstraktionsvermögen setzt vollzogene Abspaltung vom Ganzen, Bruch mit der Einung — nennen wir sie Welt —, setzt Züchtigung, Nötigung voraus, oder mit Ernst Bloch: „Nur lehrt denken.“ Denken, möchte ich fast sagen, hat mehr den Charakter des Imperativischen als des Potentialen. Der Mensch muß denken (so er überleben will. Vorsichtiggegangene Instinktreduktion zwingt dieses so gearbete „Mängelwesen“ (Herder, listig zu planen und Werkzeuge zu schaffen) cf. Portmann, Gehlen).

Mit dem Denken liegt ipso facto die Subjekt-Objekt-Spaltung vor; mit ihm gibt es erlebtes Ich und Nicht-Ich.

Schon aus diesem Ansatzpunkt tritt die Größe und das Elend dieses dieses Imperativ implizierten Gehaltes hervor.

SPRACHE, Reflexion findet sich in reiner Zweckgebundenheit vor. Entlastungsfunktionell dient sie einem bestimmten Lebewesen, seine Existenz in der Welt zu behaupten. Da sie von der Abstraktion lebt und diese einen Abgrund zwischen der Welt und sich selbst schafft, klappt dieser dauernd fort zwischen dem Ich und dem Nicht-Ich. Der definierende Begriff ist in unendlicher Distanz vom zu definierenden Objekt, da der Begriff abgrenzt, herauslöst, der Gegenstand aber eine Unendlichkeit von Aspekten aufweist. Von der Subjektivität unseres Wahrnehmungsvermögens, das die Welt völlig modifiziert, das diese Welt überhaupt erst so schafft, kann hier nicht die Rede sein.

Sprache ist in jedem Fall subjektive Produktion; Erkenntnis bedient sich der Sprache; Erkenntnis ist in jedem Fall subjektiv, ein Akt des Subjektes, der verurteilt ist, nicht an das Objekt heranzukommen. Mehr will 'subjektiv' hier nicht besagen (cf. Definition eines Begriffes, Definition der in dieser Definition gebrauchten Begriffe usw. Ciculus...).

Gibt es aber eine approximative, sozusagen asymptotische Erkenntnis (analoge)? Da die Vernunft der Totalität und Unendlichkeit keine Rechnung zu tragen vermag, gibt es keine absolute Erkenntnis.

Die Gültigkeit verschiedener Axiomatiken (u. der freie Wille

des Menschen) erweist die Hypothese einer asymptotischen Erkenntnis für nichtig. Wir müssen sagen: jede Erkenntnis ist hypothetisch.

Wenn über das Denken nachgedacht wurde, so war das denkendes Denken oder Denken des Denkens. Wir haben uns in einem Circulus bewegt, da das Denken das zu Bedenkende selbst ist. Ich bin im Schneckenhaus, kann nicht heraus. Ich vermag ein Messinginstrument nur mit einem andern, qualifizierteren Meßgerät zu messen. Ich manipulierte mit dem zu überprüfenden Instrument. Diese Reflexivität ist bereits metarational, metaproblematisch. Gabriel Marcel nennt es „mystérios“.

### Vom Weltbilddenken

Die innere Chaotik des Menschen, die mühsam bezwungen sein will, die gesamte Grundbefindlichkeit erlaubt es dem Menschen nicht, in einer chaotischen Welt zu leben. Urtümlichstes Streben, primäre Nötigung zwingt dieses Wesen, um sich und in sich Ordnung zu schaffen. Die „bienfaisante certitude“ erlaubt es uns erst, würdig zu leben. Wir sind einer Totalität, einer Unendlichkeit geöffnet und müssen daher von vornherein wissen, daß das zu behandelnde Objekt nicht wissenschaftliches Objekt im eigentlichen Sinne sein kann. Trotzdem, der Mensch muß sich ein Weltbild denken. Er muß sich eine „Sicht jenes geschlossenen Ganzen, das wir gerne ‚Welt‘ nennen“, schaffen, bilden, wie es der Terminus enthält, wodurch sich ein Weltbild als Produktion des Menschen charakterisiert. „Zunächst Welt im Kleinen, als Umwelt, meine Welt, dann Welt an sich. In die sich der Mensch gestellt sieht, die ihm zunächst unbekannt bleibt, die er deshalb zu deuten versucht, um in ihr leben zu können. Immer sucht der Mensch im Weltbild nur sein Dasein aus Welt und Umwelt zu deuten“ (Auer).

Mircea Eliade hat in seinen religionshistorischen Forschungen gesehen, daß schon der archaische Mensch nur in einer Welt leben kann, die SELBNE Welt ist, die er auf seine Weise interpretiert (Kosmos usw.). Der Mensch muß eine „eigene“ Welt schaffen. Der Rest gehört nicht zur Welt; interessanterweise nannten die archaischen Völker diesen Rest den chaotischen Raum, da sie den Begriff des Nichts überhaupt noch nicht kannten (cf. Schöpfungsbericht II).

1)\* DUBARLE

„Der Begriff WELTBILD besagt: Sich in ein Gefüge von Wirklichkeit eingeordnet sehen, dessen geringsten Teil zu deuten wir instande sind, da die Deutungskraft gegenüber dieser dem Erkennen sich immer reicher und geheimnisvoller entfaltenden Wirklichkeit versagt“ (Auer). Der Mensch wird gedrängt nach begrenzender Auslegung; das Sich-auskennenvollen ist ein existentielles Bedürfnis: der Mensch erträgt das Dunkel, die Sinnlosigkeit nicht. Er kann nur im Gehäuse leben, ein Begriff, den schon Kant verwendete.

Der Mensch kommt in einem Gehäuse zur Welt, im Mutter-schoß, und es ist bezeichnend, daß die Tiefenpsychologie als relevantestes Symbol für die Frau und Mutter das Haus kennt; verborgene Sehnsucht jedes Menschen, in jenes Gehäuse zurückzukehren!

Und tatsächlich kehrt jeder zurück in SEIN Gehäuse, das er sich selbst schafft durch sein individuelles Weltbild.

Der Begriff „Gehäuse“ ist hier nicht im Jasperschen Sinn verstanden, wo er vornehmlich pejorative Gedacht ist, als Erstarrungsmodus, als Absicherung und Verschiebung.

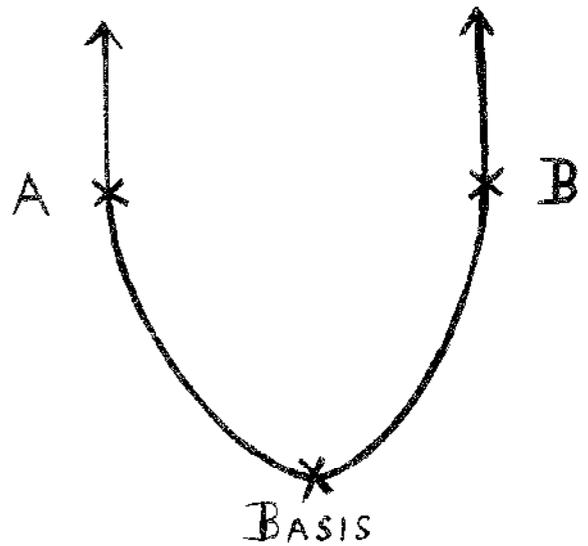
Gehäuse verstehen wir im weitesten Sinn, als Bezugspunkt der Existenz — und wäre es Jaspers philosophischer Glaube, der vom „Wagnis radikaler Offenheit“ ausgeht, der sich in der Schwebe der Polarität von Existenz und Transzendenz halten will. (cf. Karl Jaspers, Der philosophische Glaube, R.-Piper-Verlag.)

Darin findet jedes Weltbilddenken sein Sinnfundament; in den erkenntnistheoretischen Erwägungen seine Grenzen.

So muß abschließend zu den ersten beiden Teilen gesagt werden: **Es liegt nichts vor, das die Aussage erlauben würde, der Mensch sei objektiver Erkenntnis fähig. Es kommt ihm die Fähigkeit zu, sich in der Welt auf individuelle Art und Weise zurechtzufinden, nicht aber sie zu erkennen.**

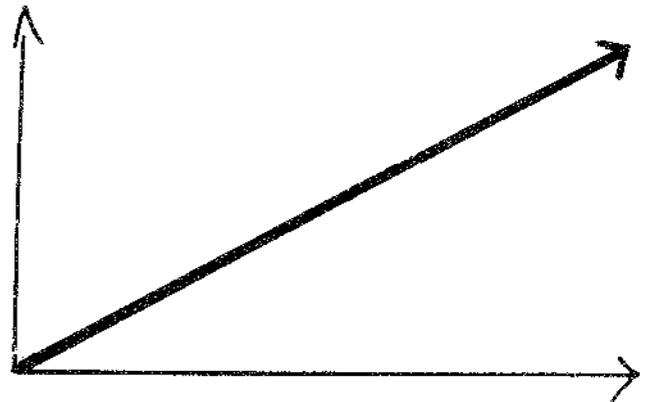
Um vorläufigen Einwänden zuvorzukommen, nämlich, dieser Satz sei ein Selbstwiderspruch, müssen Erkenntnisebenen unterschieden werden: Das transzendente Befragen und das Befragen nach dem Objekt der Erkenntnis.

Es ist ein Grundverschiedenes, Ergebnisse über das eigene Denken zu ermitteln (transzendent) oder den Denkinhalt zu bestimmen. Denktakt und Denkinhalt (Inhalt von introjizierten Objekten, nicht Denken als Inhalt) gehören verschiedenen Ebenen an. Über die Analyse des Denktaktes ist es möglich, die Situierung des Denkinhaltes zu bestimmen.



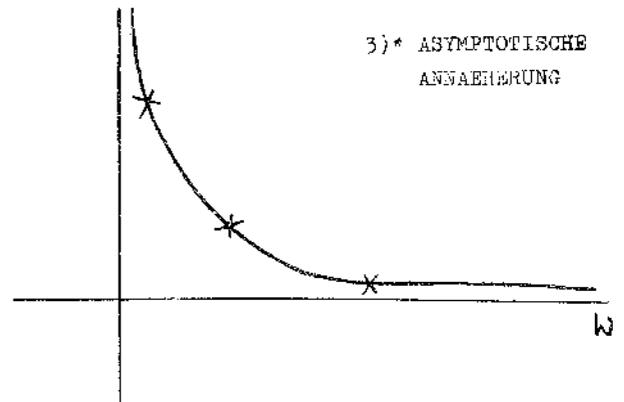
Die Basis bezeichnet die Bedingungen der Möglichkeiten der menschlichen Erkenntnis: hypothetische Ausgangsbasis und menschliche Freiheit. Diese beiden Eigenschaften bilden den Grund und Stimulant für verschiedene Wege: A, B etc. A und B sind nur aus der Ausgangsbasis verständlich; sie werden nur rückschauend Gemeinsamkeiten suchen, nicht vorwärts-schauend.

2)\* TEILHARD



Teilhard de Chardin charakterisiert das alte platonische, christliche Denken als vertikal, zur Transzendenz ausgerichtet, das Irdische, Materielle vernachlässigend. Der Materialismus jedoch sei nur horizontal ausgerichtet, würde die Transzendenz übersehen. Der wahre Fortschritt aber würde die Resultante darstellen: Aufwärts und vorwärts. (cf. Pierre Teilhard de Chardin, L'avenir de l'homme, Editions du Seuil 1959, Paris, Seite 349.)

3)\* ASYMPTOTISCHE ANNAEHERUNG



Nach dieser Ansicht würde jede in der Philosophiegeschichte vertretene Lehre oder Anschauung sich auf einem bestimmten Punkt der Asymptote befinden, d. h. in je verschiedener Annäherung zur Wahrheit. Tangierbar wäre Wahrheit erst in der Unendlichkeit. So würde sich z. B. in der Sicht der christlichen Lehre der Materialismus sehr weit oben befinden, umgekehrt würde in materialistischer Sicht die christliche Lehre hinauf plaziert.

Verwendete Literatur:

- Albert Auer, Beda Thum, Weltbild und Metaphysik, Salzburg 1958
- Dominique Dubarle, Pour un dialogue avec le Marxisme, Paris 1964
- L'homme chrétien et l'homme marxiste, La Palatine, Paris-Genève 1964
- I. M. Bochenski, Die zeitgenössischen Denkmotiven, Bern 1954
- Pierre Teilhard de Chardin, L'avenir de l'homme, Paris 1959
- Mircea Eliade, Das Heilige und das Profane, Hamburg 1957
- Werner Heisenberg, Physik und Philosophie, Urstein 1963

III Wege des Denkens

Die mathematische Logik bringt den Erweis, daß mit verschiedenartiger Axiomatik je gültig gerechnet werden kann. Axiom: Konventionelle Prinzipien, die auf Grund ihrer Brauchbarkeit arbiträr gewählt wurden. (cf. Vocabulaire de la Philosophie, Régis Jolivet, Lyon/Paris 1962.)

Die vorhergehenden Erwägungen zeigen, daß eine absolute Axiomatik, die allgemeinverbindlich wäre, nicht vorliegt. Der hypothetische Charakter und die menschliche Freiheit sind der Grund und Stimulant verschiedener Wege. Die jeweilige Axiomatik erhält ihre Gültigkeit durch die je vorliegende subjektive Motivation. Z. B. für die Hypothese „Gott ist“ oder „Gott ist nicht“. Die einzelnen Motivationen sind meistens nicht stringent nachprüfbar, weil sie nicht intersubjektiv nachvollziehbar sind. Hier wäre im Sinne der Existenzphilosophie der Ort der Wahrheit. So ist es von außen nicht entscheidbar, ob es z. B. ein existentielles Gotteserlebnis gibt, oder das gegenteilige Erlebnis. Auer glaubt, daß die Axiomatik schon durch frühkindliche Entscheidungen oder Ergebnisse festgelegt werden könne.

Die jeweilige Axiomatik muß, um gültig vorgehen zu können, beibehalten und das Prinzip der Nonkontradiktion gewahrt werden. Eine Richtung der theoretischen Physiker und Mathematiker wie Poincaré erachten jegliche Axiomatik, implizite die der Naturwissenschaften, für volontär. Jeglicher Axiomatik liegt freies menschliches Schöpferium zugrunde.

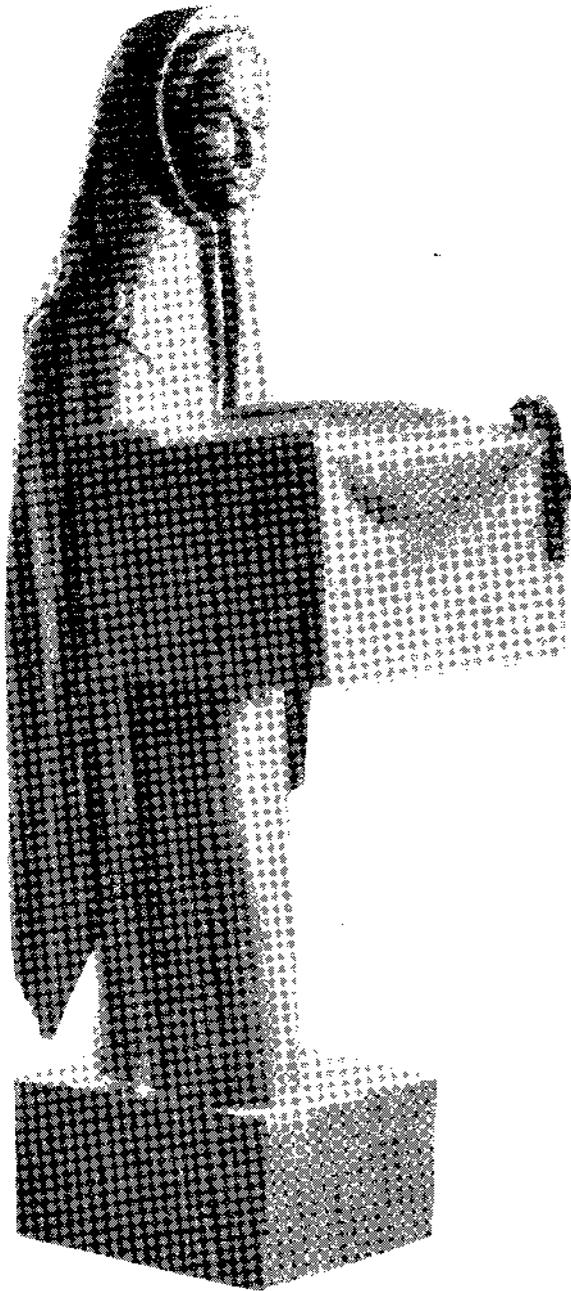
Demgemäß wäre jedes physikalische Weltbild subjektiv, temporär gültig, erzielt durch optimale Kohärenz der andern Naturwissenschaften, die ihrerseits wie die Physik, die Naturgesetze nicht in der Natur vorfinden, sondern Ordnungsrelationen unseres Geistes nach dem Prinzip der Ökonomie (höchst mögliche Einfachheit) in die Natur hineinragen.

cf. verschiedene Denkformen: z. B. Platonismus, Prophetismus, Atheismus und asiatische Denkformen usw.

Definition von Denkform:

„Unter einer Denkform verstehe ich das in sich zusammenhängende Ganze der Gesetzmäßigkeiten des Denkens, die sich aus der Analyse von schriftlich ausgedrückten Gedanken eines Individuums ergeben und sich als derselbe Komplex bei andern ebenfalls auffinden lassen.“

Eine in sich geschlossene Denkform setzt zugleich eine ihr entsprechende Wirklichkeit voraus, von der sie gleichsam abgelesen ist, und führt zu ganzen Weltanschauungen...“ (Leisegang).

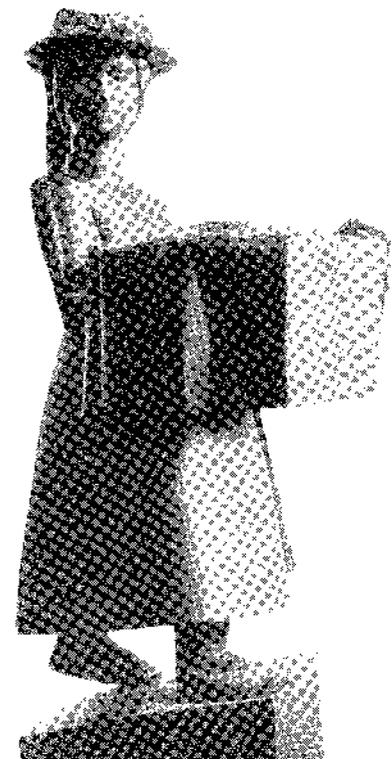


Heinz Bacher entstammt einer Familie, die sich bis ins 16. Jh. zurückverfolgen läßt und in jeder Generation wenigstens einen Bildhauer oder Maler aufweist. Auch der Großvater und der Vater Bachers waren Bildhauer.

Heinz Bacher ist am Neujahrs morgen 1897 in Gais geboren. Nach dem ersten Weltkrieg, den er im ersten Kaiserjägerregiment mitgemacht hatte, arbeitete er am väterlichen Hof. In der Werkstatt seines Vaters aber eignete er sich die handwerkliche Fertigkeit des Schnitzens an. Er lernte, gotische und romanische Madonnen nachzubilden, zu bemalen und zu antikisieren. Wenn man heute den Saal betritt, der die ganze Länge des großen Hauses einnimmt, und mit Kreuzifixen, Heiligenfiguren, Madonnen, Kreuzigungsgruppen usw. gefüllt ist, so hat man den Eindruck, man hätte eine Sammlung gotischer und romanischer Skulpturen vor sich.

1922, nach dem Tode seines Vaters besuchte er die Kunstgewerbeschule in München. Er arbeitete in der Klasse von Professor Wackerle, der angesehensten und fortschrittlichsten der Schule. Schon nach kurzer Zeit bot Professor Wackerle dem „jungen Tiroler“, wie er Bacher nannte, die Mitarbeit im eigenen Atelier an. Doch dieser bemühte sich um die Aufnahme in die Kunstakademie, wo es Professor Balthasar Schmidt verstand, den jungen Tiroler zu seinem persönlichen Stil zu führen. Wegen finanzieller Schwierigkeiten konnte Bacher jedoch seine akademische Ausbildung nicht abschließen. Er mußte nach Hause, wenn er seinen väterlichen Hof nicht aufs Spiel setzen wollte.

Seither führt Bacher den Hof, er findet aber noch immer Zeit für Schnitzarbeiten, die er als Hobby betreibt. Er hat nach wie vor eine Vorliebe für Heiligenfiguren. Besonders gern stellt er Maria, den heiligen Christophorus, den heiligen Georg dar. Im Gegensatz zu den traditionellen Darstellungen des hl. Georg, ist in dem oben vorgestellten Relief der Drache übergroß, so daß dem Reiter schwerste Gefahr



## Heinz Bacher

Obwohl die Reihe „Wir stellen vor“ im allgemeinen für junge Schaffende und Künstler gedacht ist, scheint es uns um der objektiven Information willen richtig, auch einmal auf einen Künstler hinzuweisen, der eine tief in der Volkskunst wurzelnde Tradition fortsetzt.

droht. In der Bewegung des Reiters liegt große Kraft. Die Hinterhufe des Rosses berühren gerade noch den Drachenleib.

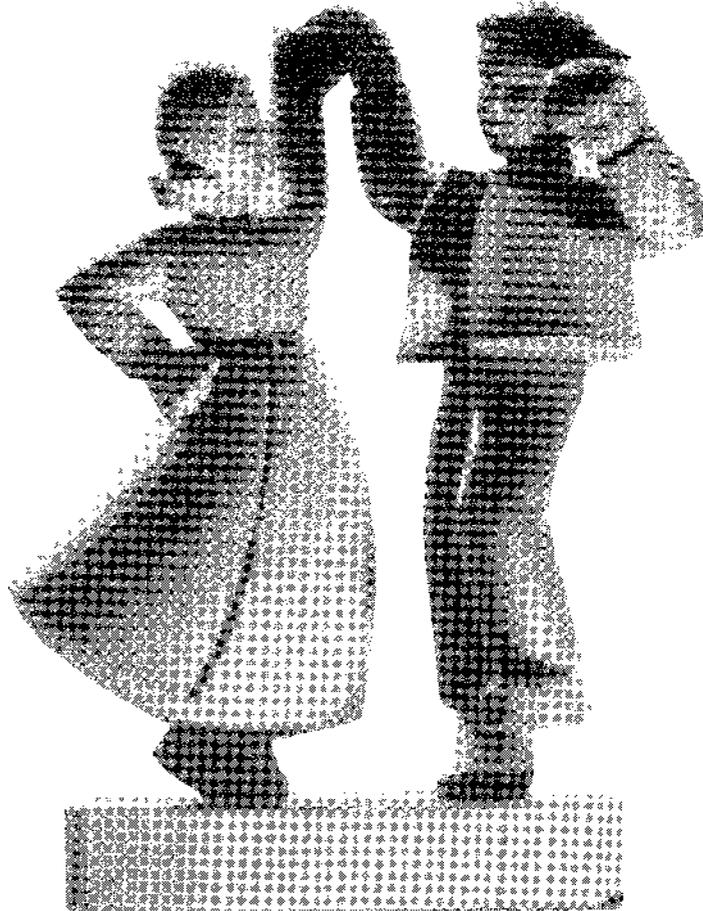
Die besten Motive nimmt Bacher aus dem Leben des einfachen Volkes. Ein tanzendes Paar, das er in einem Gasthaus in Pfunders gesehen hatte, beeindruckte den Künstler so stark, daß er es mehrmals gestaltete.

Aber Bacher bildet die Motive nicht nur ab. Er abstrahiert von allem Zufälligen, gestaltet eindringlich das Wesentliche: die Taufträgerin in der Winternacht drückt in der Geschlossenheit der Form tiefste Verinnerlichung aus, alles ist auf das neue Leben konzentriert. Der Geschlossenheit dieser Figur steht die fröhliche Offenheit, beinahe Eitelkeit der Taufträgerin in der reicheren Sommertracht gegenüber.

Hier ist Tiroler Brauchtum noch von innerem Sinn erfüllt, selbst die Tracht ist nicht nur äußere Form, sondern Ausdruck der inneren Haltung. Zugleich wird diese von der Tracht (Sommer und Winter) mitbestimmt. Inneres und Äußeres bilden eine lebendige Einheit. Hier ist Kultur festgehalten, die kaum noch anzutreffen ist, die uns aber die Verpflichtung auferlegt, neue Formen zu suchen. Denn unser gewandeltes Denken verlangt nach einer gewandelten Form, wenn sie wahr sein soll.

Wie tief Bachers Kunst im gläubigen Volkstum wurzelt, zeigen seine Krippen. Sie stellen das Weihnachtsgeschehen ohne Beiwerk dar. Das Kind bildet den Mittelpunkt, auf den die ganze Gruppe hingeeordnet ist: Maria, das junge Mädchen, das in naiver Kindlichkeit das Wunder aufnimmt; der Hirte, ganz auf das Stück Butter konzentriert, das er in einer Holzschüssel als kostbare Gabe bringt; der Mohrenkönig, der in eigenwilliger Haltung Demut und Anbetung ausdrückt. So sind die Figuren je in sich geschlossen und doch auf das Kind hingeeordnet, nur das Kind in der Bauernwiege öffnet die Arme.

Diese hier abgebildete Krippe wurde auf Ausstellungen in Deutschland gezeigt und im Fernsehen vorgestellt. Nur wenige



Skulpturen des Künstlers wurden in Südtirol und nach dem Ausland verkauft. Denn Bacher ist nicht so bekannt, wie er es verdient, denn er legt keinen Wert auf Verkauf und Bekanntwerden. Nur einzelne Werke, darunter das Georgsrelief,

waren auf Ausstellungen zu sehen. Die oben angeführte Krippe wurde in Deutschland ausgestellt und im Deutschen Fernsehen besprochen.

Heinz Zieger

## Erziehung als Verwirklichung einer Essenz

### Überlegungen zur Internaterziehung

Nachdem der Verfasser Einblick in katholische Internate verschiedener Länder (Schweiz, Frankreich, Belgien, Oesterreich, Italien) bekommen hat, fühlt er sich zu den folgenden Überlegungen grundsätzlicher Art gedrängt.

Die katholischen Internate ordnen sich der großen Institution der Kirche unter und tragen so strukturmäßig das Signum dieser Organisation, d. h. die Konzeption der einen ist Konzeption der andern. Wenn ich dabei den Begriff der Hierarchie an den Anfang stelle, so nicht aus ekklesiologischen Gründen, sondern aus praktischer Erfahrung. Hierarchie und Hierokratie finden sich eng verbunden vor und besagen auf ihre fundamentale Idee reduziert: Verwirklichung eines von oben her gegebenen Ziels. Dieser theologische Gedanke ist seinerseits ein Erbgut des Platonismus (Platonismus im Sinne des griechischen Denkens schlechthin), wo er aus einer bestimmten Kosmologie deduziert wird, oder wovon eine bestimmte Kosmologie abgeleitet wird. Daß das Christentum den Platonismus zu integrieren suchte, dafür sprechen die philosophisch-theologischen Bemühungen der Spätpatristik und des ganzen Mittelalters. Es standen sich zwei Lehren mit Anspruch auf Allgemeingültigkeit gegenüber: die griechische Philosophie als Wissenschaft schlechthin und das Christentum als Weltreligion. Wie konnte dem Widerspruch entgegen werden ohne Integration des andern? Das Christentum versuchte die Synthese.

Da beheimaten sich die platonischen Wurzeln; das mittelalterliche Feudalwesen hat der Idee Gestalt gegeben, und dieses hat der kirchlichen Hierarchie Patz gestanden.

Das hierarchische Prinzip nun scheint Grundprinzip der katholischen Internaterziehung zu sein. Es handelt sich darum, einen bestimmten Menschentyp heranzuziehen, eine Wesenheit zu verwirklichen, nach einem bestimmten Menschenbild zu bilden. Die Essenz geht der Existenz voraus! Wir wollen dabei nicht vom ekklesiastischen Militarismus sprechen, der noch lange in diesen Internaten florierte und noch heute vielerorts prosperiert.

Ist hier Erziehung nicht wesentlich Verfremdungsprozeß, da es nicht um Selbstverwirklichung, sondern um Verwirklichung eines andern, nämlich einer bleibenden, unveränderlichen, vorgegebenen Idee oder Typus geht? Da findet sich Finalität im Sinne der Herstellung eines Werkzeuges, eines Kulturdinges vor; wie ich eine Sache produziere, stelle ich in acht Jahren einen Menschen her; die Eigenbedeutung dieser Jahre ist uninteressant, das Ziel allein bleibt wichtig; Lebensvollzug als Überführung des festliegenden Wesens in die nur von äußern „Unfällen“ abhängige und veränderliche Wirklichkeit — verwirklichte Essenz als Voraussetzung für die Existenz!

Warum war man mit dieser Erziehung eigentlich recht lange stillschweigend einverstanden? Weil Naturen herangezogen

wurden, die sich der Hierarchie leicht unterordneten, da ihre persönlichen Ansprüche sorgfältig kupiert wurden.

Hier fragen wir uns mit Recht: Ist diese Art von Erziehung überhaupt christlich? Sind die spezifisch christlichen Schwerpunkte nicht gerade unplatonisch? Konfrontieren sich beide Denkrichtungen nicht: Primat der Essenz und Primat der Existenz, Idealismus-Realismus, ens cogitans — ens volens et agens, Objektivismus-Subjektivismus, Impersonalismus-Personalismus, Primat des Ethos vor dem Logos (cf. Johannes Hessen, Platonismus und Prophetismus, München/Basel 1955)? Das Konzil hat dies expressis verbis wahrgenommen und ausgesprochen.

Selbstverwirklichung ist ein Prozeß, der andauert, ohne Abschluß, ein Prozeß, der als solcher wichtig ist — ist progressive Personalisation.

Der Aktivvollzug (Scheler) ist die *conditio sine qua non* für die Selbstwerdung, nicht die Anցingung formaler Prinzipien (Kant). Es muß eingeräumt werden: Erziehung braucht Zielsetzung, nicht aber Teleologie eines Typus. Die wesentliche Zielsetzung kann dabei nur sein: Hinführung zur Selbstentscheidung, Freiwerden von, um Freizuwerden zu.

In vielen katholischen Internaten sind heute erfreuliche postkonziliare Umgestaltungen im Gang.

Das große Dilemma bleibt: Gibt es Universale ante rem, in re, post rem, oder überhaupt kein Universale?

Meinrad Perrez



Figurengröße  
30 cm

## UNTER UNS GESAGT ...

Wir sprechen und hören von der SH. Der jährliche Beitrag bestätigt uns, daß wir dazu gehören. Wir lesen den „Fahrenden Skolasten“. Selbstverständlich — oder nicht? — duzen wir uns als Mitglieder einer Gruppe, von der man hierzulande mit einiger Hoffnung sprechen hört. Die wenigen von uns treffen sich bei der Tagung von Dietersheim oder bei den Meraner Hochschulwochen. Interessiert horchen wir auf, wenn es einem der unsrigen gelingt, in das Kreuzfeuer der öffentlichen Meinung zu geraten. Erscheint ein Fragebogen mit der Bitte zu einer Stellungnahme, so bekommt der Kulturreferent innerhalb eines Monats von etwa tausend Mitgliedern neun Antworten. Im übrigen haben wir nicht viel Zeit. Das Studium, die persönlichen Belange und Probleme: sie alle scheinen das flotte Mätleichen der Unverbindlichkeit zwischen uns und gegenüber der Gesellschaft Südtirols zu rechtfertigen. Schließlich gibt es noch ein paar „Dumme“, die sich für uns die Zeit aus den Fingern saugen, die auf unserer Bude in Bozen Tage und auch Nächte verbringen, um die nächste Nummer des „Fahrenden Skolasten“ zusammenzubauen.

Ist es so ein Wunder, daß es die Akademiker Südtirols nicht gibt? Wo nehmen sie Stellung, wo helfen sie durch eine nur ihnen mögliche und sachliche Kritik, in die nur zu oft mit Affekten und Vorurteilen geführten Diskussionen Sachlichkeit hineinzubringen? Wo gibt es eine einigermaßen organisierte Gruppe von Intellektuellen Südtirols, die über die einfache Heimatliebe und begeistertes Anhängen an unsere Kultur hinaus für den Fortschritt dieser Gesellschaft eintreten? Sie erhalten unseren FSK — aber wie es weiland unseren fahrenden Sängern erging, hören sie ihn an, er bekommt manche Bonbons, er gefällt oder mißfällt, man

zupft an seinem Kleidchen und darf schließlich weiterwandern.

Zur Diskussion möchte ich nun die Frage vorbringen, ob es unter uns anders sein könnte, ob wir uns gegenseitig aus der Neutralität zu schütteln vermöchten, um in möglichst sachlicher Diskussion jenseits aller Vorurteile und Affekte, jenseits aller weltanschaulichen Forderungen und Vorwürfe, uns um unsere Gesellschaft zu kümmern? Nicht, um ihr unsere Ideen und Vorstellungen aufzuzwingen, sondern um systematisch auf sie zu hören, sie zu sehen, ihre Nöte zu entdecken, ihre Schwächen, damit wir aus unseren Möglichkeiten dazu Stellung nehmen und uns vielleicht für ihre Nöte hergeben könnten? ... Wer wird es sonst tun?

Ich entwerfe in groben Zügen, was ich mir als SH vorstelle. Der Vorschlag ist notwendig einseitig und daher unvollkommen. Es genügt, wenn er einen kleinen Ansatz bildet, wenn er eine kleine Frage darstellt, die wir vielleicht von vielen Seiten her untersuchen werden.

Das Sprechen von der SH als Gruppe scheint mir unter den bisherigen Verhältnissen ein utopischer Fehlgriff aus dem Alltagsgedanken zu sein. Wo ist es möglich, daß rund tausend Studentinnen und Studenten eine Gruppe bilden, die durch mehr als den Namen verbunden sind, wenn diese Hochschülerschaft de facto aus einem Vorstand besteht, während die anderen eben Mitglieder sind, mehr oder weniger unverbindlich und vielleicht gelangweilt den FSK lesen? Stehen wir im Dialog und haben wir uns etwas zu sagen, was über ein alltägliches Studententaler hinausgeht? ... oder ist diese Forderung schon zu hoch? Wo und wie ist es aber möglich, das für tausend und mehr Mitglieder zu erreichen? Ich meine, auf keinen Fall unmittelbar. Ich darf mich dazu erklären. Vielleicht sollte sich die

SH differenzieren: Wir könnten zwischen drei Gruppen unterscheiden: 1. Der Vorstand, 2. Die aktiven Gruppen, 3. Die weiteren Mitglieder. Jeder von uns hat prinzipiell zu jeder Gruppe Zugang. Der Vorstand könnte sich zusammensetzen wie bisher. Die aktiven Gruppen würden jeweils von einem Vorstandsmitglied geleitet. Kein Unterschied im Engagement, wohl aber in der Arbeit. Eine spezialisiert sich in den politischen Fragen unseres Landes, die andere in den kulturellen usw. ... Jede Gruppe könnte meines Erachtens höchstens aus zehn Mann bestehen. Der entsprechende Leiter würde jedem Mitglied „seiner“ Gruppe eine diesem mögliche Aufgabe übergeben können (mit verbindlicher Pflichterfüllung!): Interview aufnehmen, Beziehung zu einer Institution herstellen, für entsprechende Information sorgen, mit Artikeln im FSK oder in sonst einer Zeitung zu einer Sache Südtirols Stellung nehmen. Die Mitglieder dieser Untergruppen können über verschiedene Studienstädte verteilt sein. Es genügt, wenn sie sich einmal im Semester treffen, dabei die Arbeiten übernehmen, um diese dann im Laufe der nächsten Zeit auszuführen. Brieflicher Kontakt zwischen den Mitgliedern jeder einzelnen Gruppe ist notwendig. Der FSK wäre dann nichts anderes als der Niederschlag dieser Arbeit. Er wäre auf diese Weise eine aktuelle und gemeinsame Auseinandersetzung mit Problemen unserer Gesellschaft. Es ist klar und beinahe nicht erwähnenswert, daß unsere Stellungnahme niemals einheitlich sein wird, noch kann. Wollten wir uns in ein einheitliches und geschlossenes System setzen, würden wir uns den Luxus erlauben, an der immer komplexen und für uns nie voll erfassbaren Wirklichkeit vorbeizufahren. Auf diese Weise, so scheint mir, wäre es nicht möglich gewesen, daß wir Studenten Süd-

# INTELLIGENZ AUS BÄUERLICHEM BODEN

Der bekannte Publizist und Journalist Claus Gatterer schrieb in der in Wien erscheinenden „Presse“ vom 24. Juni 1966 einen Artikel, den wir teilweise abdrucken, weil er uns Studenten betrifft.

„Man könnte fragen, ob eine Experimentierbühne in unserer besonderen Lage überhaupt einen Sinn hat. Gerade in dieser Situation! Sie kann dazu beitragen, daß wir auf dem Gebiet des Theaters nicht mehr das Gefühl haben müssen, in Krähwinkel zu leben.“ Ein junger Südtiroler, Victor Guarda, der in Wien Theaterwissenschaft studiert hat, gab der von ihm begründeten „Kleinen Experimentierbühne Bozen“ das einfachste und zugleich zugkräftigste Programm, das an der Talfer denkbar ist: „Nicht mehr in Krähwinkel leben!“ Mit ein paar studentischen Laienspielern unternahm er es, die Bozner u. a. mit Eugène Ionesco („Der Herrscher“) bekanntzumachen — ein gelungenes Unternehmen, wenn man der Kritik glauben darf. Der Traum der jungen „Anti-Krähwinkler“ auf dem Theatersektor: einen eigenen „Keller“ zu finden und ihn regelmäßig „bespielen“ zu können...

Alle geistigen Fermente in Südtirol gehen von den Studenten aus, in ein Milieu, in welchem — wie der ehemalige Bozner Hochschülerschaftsfunktionär Franz von Walther feststellte — auch das religiöse Bekenntnis vielfach „rein völkisch als Väterglaube“, sozusagen als geistige Tracht, als Bestandteil des tirolischen Brauchtums“ empfunden wird, bringen die jungen Akademiker von den österreichischen, italienischen und deutschen Universitäten oft geradezu ketzerisch anmutende Ideen und den Geist einer autoritätsfremden Unbotmäßigkeit, der Anspruch darauf erhebt, zu erfahren, woher diese oder jene Subventionsgelder kommen —, der sich mitunter weigert, von den alten Herren — seien sie in Bozen oder Wien — mehr als Ratschläge entgegenzunehmen —, der sich auflehnt gegen jede Weisung, welche auf Grund der Autorität des Alters, des Amtes oder der Gelder erteilt wird.

Dies ist etwa der Kern der jüngsten Krise in der Südtiroler Hochschülerschaft, die ausgelöst wurde durch einen Konflikt um das Programm der Meraner Hochschulwochen und die gelöst wurde durch den Rücktritt des gesamten alten Vorstandes und die Wahl eines neuen. Daß das „Anti-

Krähwinkel-Programm“ nicht nur die Marotte einer besonders rebellischen Minderheit, sondern — unabhängig von der mehr oder minder konservativen Haltung des jeweiligen Vorstandes der Hochschülerschaft — Grundhaltung der politisch und geistig aktiven Minderheit der Studenten ist, beweist die Hochschülerzeitung „Der fahrende Skolast“ — die lebendigste und beste periodische Druckschrift, die in Bozen erscheint.

„Nicht minder begreiflich ist es, daß ein Teil der wenigstens 150 Akademiker, die Südtirol pro Jahr produziert, eben doch in die Politik will (und dies nicht nur wegen der recht ansehnlichen Gagen, die sogar Landtagsabgeordnete beziehen). Mit welcher Partei aber soll dieser Start unternommen werden, da die Positionen, welche die SVP zu vergeben hat, auf Jahre hinaus ausabonniert sind? Hier liegen Chancen jeder Oppositionspartei, sofern sie sich vom Geruch der „Rom-Hörigkeit“ freizuhalten vermag.

Ein Teil der oft mit vielen Opfern herangezogenen akademischen Intelligenz wandert indessen gleichfalls ins Ausland ab: Kaufleute, Chemiker, Physiker, Ingenieure, aber auch Philosophen, welche die wissenschaftliche Laufbahn ergreifen wollen, finden in Südtirol wenig Zukunft. Oesterreich, Deutschland, die Schweiz nehmen sie zumeist gern auf; in den Gastländern, deren Staatsbürgerschaft diese Akademiker dann vielfach annehmen, fällt ihre Zahl in den Einwanderungsquoten gar nicht ins Gewicht, für das kleine Südtirol ist diese Abwanderung steter Aderlaß. Der Ruf nach industriellen Arbeitsplätzen muß auch von dieser Seite her gesehen werden: Südtirol kann sich weniger als jedes andere Gebiet Mitteleuropas den Ausverkauf vor allem der technischen Intelligenz leisten.“

Es dürfte hier von Interesse sein, noch andere Meinungen über den „Skolasten“ zu hören.

Zu Heft 1/2 1966

„Endlich das Bild eines Menschen! Die kurze Würdigung des Bildes auf Seite 2 ist sehr gut.“ (25. III. 1966 — Dr. Fritz von Aufschnaiter).

„Ich freue mich, daß der „Skolast“ nun immer so ein gutes „Niveau“ hat und danke Ihnen dafür“ (29. III. 1966 — Dr. Jösl Saltauari)

„... die lächerlichste Studentenzeitung Europas“, so zwei meiner ausländischen Freunde“ (31. III. 1966 — Josef Amplatz).

„Der Skolast ist Gift“ (19. IV. 1966 — ein Landespolitiker im Gespräch mit dem damaligen Sozial- und Pressereferenten). Nach Heft 3/4 1966

„Wogegen wir nie und nimmer glauben können, ‚der fahrende skolast‘ sei eine Erscheinungsform der ‚Stadtkultur‘; als solche wäre er umfassender Ausdruck eben dieser Kultur, ein Gefäß, das sich der Inhalt zwangsläufig schuf. ... Nein, ‚der fahrende Skolast‘ ist einfach eine Erscheinung, eine, wie der Assessor mit gebotener Vorsicht andeutet, nicht immer freundliche Erscheinung, vor der wir, ungeniert und unliert wie wir sind, uns zu sagen getrauen, daß sie mit ihrem krampfhaft hochgestochenen Avantgardismus der schönste Beleg für einen pausbäckigen Provinzialismus ist“ (22. VII. 1966 — Südtiroler Wirtschaftszeitung).

„Der ‚Skolast‘ soll ein Forum freier Meinungsäußerung, eine stimulierende Konfrontation sein — und er ist es, wenn nur recht viele an diesem Dialog ohne Vorbehalt teilnehmen. Denke ich zehn Jahre zurück, wo er mir erstmals in die Hände kam, so muß ich spontan seine ‚Melioration‘, sein ‚Mehr an Kultur‘ anerkennen...“ (29. IX. 1966 — Dr. Josef M. Perroz, Bern).

„Im Vergleich zu anderen Studentenzeitungen, die ich ab und zu lese, kann sich der ‚Skolast‘ wirklich sehen lassen“ (Dr. Toni Ebner — Interview mit dem „Skolasten“ Nr. 5/6 1966).

„Im letzten Skolasten auf Seite 16 kommt das Wort ‚Hydrauliker‘-Installateur vor. Ob dieses Wort einem Oesterreicher oder Deutschen geläufig ist? In die Südtiroler Umgangssprache sind im Laufe der Zeit einige italienische Worte in verdeutschter Form eingedrungen ... Vielleicht wäre es interessant, einmal eine Zusammenstellung dieser Worte im Skolasten zu veröffentlichen. Vielleicht könnte man sie dann wenigstens unter Akademikern ausmerzen“ (18. IX. 1966 — Hans Torggler).

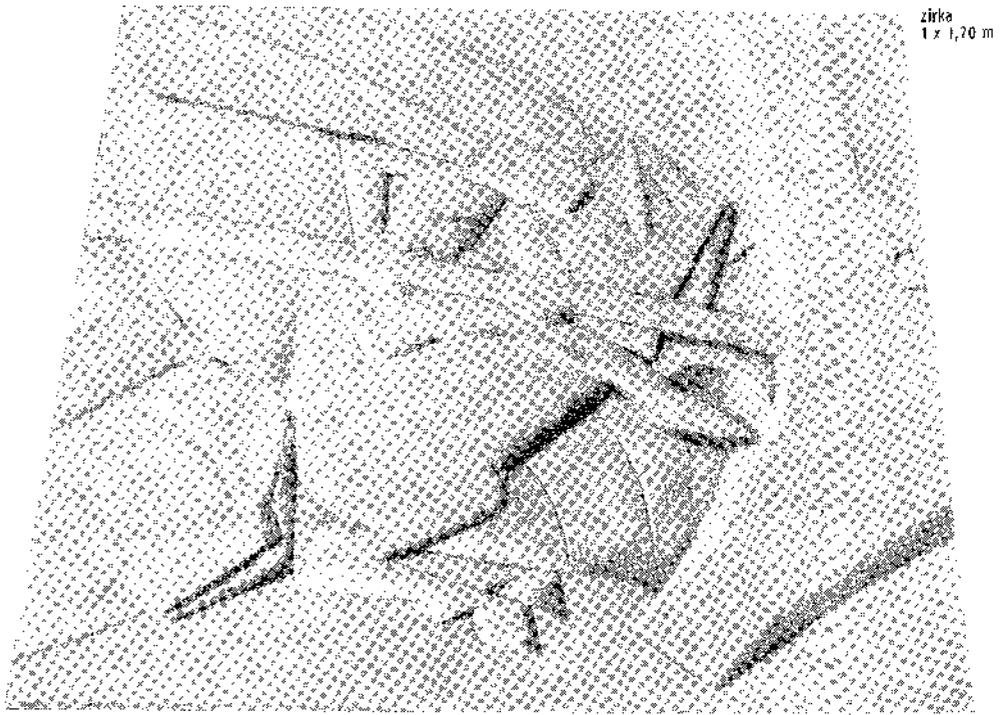
„Die Zeitschrift ‚Skolast‘ finde ich — abgesehen von einigen lokalen Streitereien — sehr gut. Sie ist, was die Ideenebene betrifft, einheitlich. Und ich liebe Zeitschriften, die ein Gesicht haben, mehr als Sammelzeitungen...“ (3. VII. 1966 — Fritz Oser, Grenchen.)

tirols keine Stellung zum Fastenhirtenbrief über den Sozialismus eingenommen hätten, noch zu den „Pfundereprozessen“, noch zu der Art und Weise, wie unter Intellektuellen eine Vollversammlung vor sich geht. (Der ernste Vorschlag, über den Pluralismus abzustimmen, hatte zwar den modernen Anstrich der Abstimmung, könnte jedoch der inhaltlichen Forderung nach aus dem Mittelalter stammen, in dem sich die Erde noch im Zentrum alles Denkens hofieren ließ!)

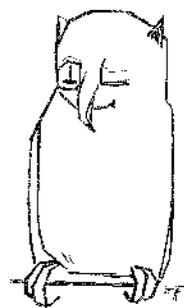
Die nicht unmittelbar engagierten Mitglieder (sei es aus echtem Zeitmangel, aus zu junger Semesterzahl usw.) werden durch den FSK mit in die Stellungnahme hineingenommen, zur Mitarbeit aufgefordert (Artikel schreiben, konkrete Hilfe in der Ausarbeitung eines Planes...) und vielleicht von der einfachen „Servus, Franzl“-Mentalität zu einer echten Bereitschaft bewegt.

Zum Schluß wollte ich noch erwähnen, daß mir diese Gedanken nicht von selbst, sondern in Gesprächen, die ich mit einigen unserer Kollegen führen durfte, eingefallen sind.

Peter Franz Palla



zirka  
1 x 1,20 m



blinzelt

## Terroristen, Terroristen ...!

Wo immer es am Alpen Süddach Tirols knallt, können nur Terroristen am Werke sein, die sich nach vollbrachter Tat ins schützende Haus Oesterreich zurückziehen! — Dies scheint der Grundsatz des italienischen Staates und seiner Ordnungshüter zu sein. Folgende zwei Episödden zeigen, daß manches Geknalle im Grenzgebiet mit der Tätigkeit der Terroristen, die jenseits der stark bewachten Grenze hausen, nichts zu tun hat.

Es begab sich, daß eine Grenzwachstreife und ein politisch völlig uninteressierter Weidmann zur gleichen Nachtzeit dieselben Waldregionen durchkämmten. Ein Spielhahn raschelte durch das Gestrüch — und schon zückte die Wachstreife das Gewehr! ... : „Un terrorista, un terrorista! ...“ Bald darauf erdröhnten aus des Weidmanns Schußrohr noch ein, zwei Schüsse — und nun gab es für die Wachstreife keinen Zweifel mehr! Es mußte eine Terroristengruppe da herumpartisanern! Die Streife eröffnete das Feuer, nach allen Seiten drangen die Kugeln in die beginnende Morgendämmerung. Der gute Weidmann suchte natürlich Deckung und wartete, bis das Kugelwetter vorbei war. Dann kehrte er heim und hörte bald aus dem Radio die Meldung, daß im Walde, in dem er eine schöne Jagdtrophäe für sein Jägerstüblein holen wollte, eine Wachstreife von mehreren Terroristen angefallen worden sei; sie seien aber in die Flucht geschlagen worden und hätten sich über die Grenze geflüchtet ...

Im Grenzgebiet der Zillertaler Alpen haben die Bauern aus dem Ahrntal bekanntlich Ahnbesitzungen. In den letzten Monaten spielte sich in dieser Gegend folgendes ab. Die Almhirten hatten ihre Freude, mit den „Goasln“ zu knallen, daß es nur so „hilderte“. Sofort gerieten sie unter Beschuß der Grenzwach. Was blieb ihnen anderes übrig, als in Deckung zu gehen und so schnell es ging, die schützenden Almhütten zu erreichen, die von ihren Vorfahren leider nicht allzu weit von der Staatsgrenze erbaut worden waren. Die Nacht verlief still, nur wenn der Wind zufällig eine morsche Wettertanne umbrach, begann die Schießerei aufs neue. In den nächsten Tagen bekamen die Hirten Besuch: ein Bauer aus dem Tal erzählte ihnen, laut amtlicher Meldung wäre es den Grenzwach gelungen, wieder einmal in dieser Gegend eine Terroristengruppe über die Grenze zu jagen ...

Es ist sonderbar, daß die österreichischen Grenzwach, die ebenso zahlreich die Nordhänge des Alpenkammes belagern, nie eine der flüchtigen Terroristengruppen sehen. Es soll nicht bestritten werden, daß manche „Bumser“ wirklich aus dem angrenzenden Staatsgebiet her-

Etwas aber muß uns heute endlich klar werden, scheint mir (und mag es für manche auch schmerzlich und unerwünscht sein): die neue Wirklichkeit in Südtirol verlangt es, daß wir nicht immer nur eine Volksgruppe im Auge haben, nur an die „Unseren“ denken und das Dasein der „anderen“ ignorieren. Es ist traurig, wenn man sieht, wie auf beiden Seiten die Politik, die Wirtschaft, das Recht, die Kultur und die Kulturpolitik, die Unterhaltung, die Arbeit, die Schule usw. immer nur in einseitiger Perspektive gesehen wird: jeder bringt das eigene Schiff ins Trockene, mag der andere selbst zusehen. Dadurch versperren wir uns selbst die realistische Aussicht auf die Lage Südtirols und beschränken uns auf Teilansichten, die notwendig unvollkommen sind.

Natürlich wird es uns schwer fallen, „neue Grenzen“ zu suchen — die gar keine mehr sind, sondern verbinden — solange wir den Blick nur zurück richten. Dabei ist es gerade jetzt und gerade in Hinblick auf die neue politische Zukunft des Landes dringend notwendig, neue Inhalte aufzubauen und dafür zu sorgen, daß die juristischen Veränderungen nicht leere Strukturen bleiben. Hier muß nicht nur politisch-rechtliche, sondern vor allem menschliche Aufbauarbeit geleistet werden.

Dazu hat uns die Diskussion in Meran etwas gezeigt: wenn Gespräche über einzelne Sachgebiete auf fachlich zuständiger Ebene (Politik unter wirklichen Politikern, Recht unter Juristen, Kultur unter kulturell Interessierten usw.) geführt werden, lassen sich so viele unsachliche Argumente und Polemiken vermeiden, bleiben so viele Vorurteile aus dem Spiel. Vielleicht hat gerade in dieser Hinsicht die junge studierende Generation ein besonderes Wort mitzureden.

Auf vielen Ebenen schon und von verschiedenen Menschen werden in Südtirol seit mehreren Jahren konkrete Versuche unternommen, Gespräch und Begegnung herbeizuführen: denn es scheint auch in Südtirol die Zeit gekommen zu sein und immer mehr zu kommen, wo man statt nebeneinander miteinander leben wird. Und dies in voller gegenseitiger Achtung und ohne irgendwelche (auch nur moralische) Gewaltanwendung.

Das sind „neue Grenzen“, die den Blick öffnen und den Horizont weiten, die große Möglichkeiten für Südtirol in sich tragen: „neue Grenzen“, die es zu suchen und zu bauen gilt, ohne vor Anschuldigungen und Sabotage Angst zu haben; „neue Grenzen“, die es unserer Heimat erlauben, vollwertig in einem neuen Zeitalter des Friedens dazustehen und mitzubauen an immer weiteren und immer neuen „Grenzen“.

Alexander Langer

Anlässlich der Meraner Hochschulwochen, die heuer schon so viele Fragen aufgeworfen haben, veranstalteten einige Südtiroler Hochschüler (Siegfried Stuffer und ich) mit Gianni Lanzinger und Sergio Dragogna eine Forumsdiskussion über „Möglichkeiten kultureller Begegnung zwischen den Volksgruppen in Südtirol“. Obwohl das Gespräch privaten Charakter trug, unterstützten die SH, die FUCI (ital. kath. Sochschuljugend) und der CUC (Circolo Universitario Cittadino) die Initiative, zu der Otto Sauer Begrüßungsworte sprach und Pepi Martiner für die ladinischen Hochschüler in die Diskussion eingriff. Die Veranstaltung war außerordentlich gut besucht und hinterließ in den meisten Teilnehmern den Wunsch nach ähnlichen solchen Anlässen zur Begegnung.

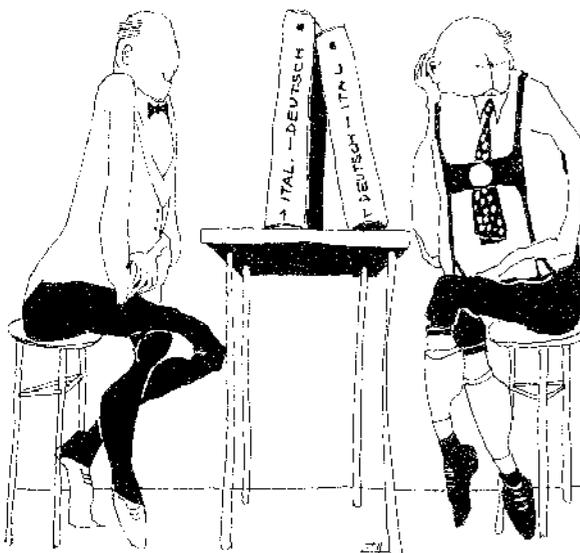
Bis hierher die Chronik; darüberhinaus aber muß einmal das Problem in sich gestellt werden. Und dazu will ich mir einige Gedanken machen.

Durch seine besondere Lage und durch die geschichtlichen Umstände befindet sich Südtirol heute in einer schwierigen und vielfach problematischen Wirklichkeit. Wir wissen, wie es dazu kam und wissen auch, wieviel Ungerechtigkeit, Gewalt, Haß, Nationalismus, Unfrieden, Unverständnis, Prestigesucht, Engstirnigkeit von allen Seiten dazu beigetragen haben, unsere Lage so zu machen, wie wir sie heute vorfinden. Doch ist es nicht genug, sich nach den Ursachen zu fragen, es ist auch nicht genug, auf Schuld und Fehler hinzuweisen und zu klagen.

Wesentlich scheint mir dagegen, daß es uns allen gelingt, die „Zeichen der Zeit“ zu sehen und zu verstehen, um auch in Südtirol unserer Realität nicht auszuweichen, sondern sie vollauf anzugehen und positiv zu lösen. Aus der Besonderheit unserer Lage lassen sich ja auch so viele positive Aspekte herausholen.

Natürlich wird das nicht möglich sein, solange gegenseitiger Haß und Mißtrauen allein das Bild prägen, solange auch die junge Generation die Mentalität so vieler „alter (innerlich alter) Menschen“ einfach kritiklos übernimmt und darin stecken bleibt. Die großen Themen der Menschheit heißen heute Menschlichkeit, Frieden, Verständigung, Dialog, Zusammenarbeit, Vertrauen. Ist es möglich, daß Südtirol davon unberührt bleiben kann?

Das heißt beileibe nicht, auf Gerechtigkeit zu verzichten und die Flinte ins Korn zu werfen. Doch genügt die äußere Gerechtigkeit nicht, solange nicht auch innerlich entsprechende Reife vorhanden ist. Und so oft ist Verständigung erleichternde Voraussetzung für die Gerechtigkeit. Es liegt zum Teil auch an uns, das zu erreichen, was uns zusteht ...



ZUM GRENZGEBIET

Die Neugestaltung der Meraner Hochschulwochen ist ein Desideratum aller Beteiligten. Die bisher geübte Organisation läßt niemanden mehr recht froh werden. Man fühlt sich eingeengt und gezwungen.

Es ist aber erwiesen, daß Veranstaltungen der SH starken Zuspruch von seiten der Teilnehmer gefunden haben. Das soll natürlich nicht heißen, daß die Vorträge qualifizierter Referenten keinen Anklang fanden, sondern es soll einmal klar ausgesprochen werden, daß eine harmonischere Verteilung der Programmgestaltung von den Studenten lebhaft begrüßt würde.

Ich finde die Idee der fachlichen Abgrenzung von Kollegen Albert Mayr allzu streng. Es wäre doch schade, auf jeden Ausblick in andere Bereiche der Wissenschaft zu verzichten. Warum soll der schon zitierte Sprachwissenschaftler nichts über Wirtschaft oder die Probleme der Naturwissenschaften erfahren? Es bleibt dem Referenten überlassen, sein Thema so geschickt und mit, man möchte sagen, Einfühlung zu entwickeln, daß auch der Angehörige einer anderen Fakultät von der Vielfältigkeit der Welt in Geist und Natur angerührt und begeistert wird. Es ist nicht unbedingt der Vortrag der beste, der nur von „Eingeweihten“ verstanden wird. Kollege Mayr hat aber recht, wenn er es für unmöglich hält, in konzentrierten Vortragsreihen jeden Nichtfachmann auf beliebigen Gebieten zum Fachmann zu machen; das wäre weder notwendig noch wünschenswert. Hingegen glaube ich, daß mehr Können dazugehört, jedes Thema in jeder Zeit fesselnd und sachlich richtig behandeln zu können — die Kunst erweist sich dann eben an der Auswahl (dieses Wort prägte Herr Professor Kuhn in einem Seminar). Meiner Ansicht nach ist die berühmte Allgemeinbildung, die mit dem Reifezeugnis bescheinigt wird, ja gerade dazu da, daß ein intelligenter Mensch befähigt wird, über sein eigenes Interessengebiet hinauszublicken und auch Ausführungen zu verstehen, die nicht populärwissenschaftlich zugeschnitten sind. Und wenn er nur wieder einmal zu staunen beginnt! Das ist ja bekanntlich der Anfang der Philosophie und damit jeder Wissenschaft überhaupt (insbesondere, wenn das Wort Philosophie wörtlich genommen wird). Ein vernünftig und aufgeschlossen Denkender müßte diese Bereitschaft und Offenheit für das „Andere“ heute eben als den, wie mir scheint, sehr schönen und bereichernden Ersatz für das im strengen Sinn ja tatsächlich nicht zu realisierende Studium generale annehmen.

Zum Schluß dieses Gedankenganges frage ich ernstlich, ob denn um jeden Preis nach jedem Vortrag eine allgemeine Diskussion abgehalten werden muß? Von Produktivität kann bei solchen Muß-Diskussionen in fachlich derart gemischtem Publikum wohl kaum die Rede sein. Ich zweifle nicht daran, daß sich die wirklich Interessierten zu gewinnbringender Aussprache finden könnten und daß es den Referenten gar nicht stören müßte, mit zehn (oder auch nur einem) wirklich Interessierten in gefälliger Umgebung, die in Meran ja unschwer zu finden wäre, sich weiter zu unterhalten und ein Kolloquium im wahren Sinne des Wortes zu führen.

Da vorhin das Wort „gefällige Umgebung“ gebraucht wurde, kann ich nicht umhin, Kollegen Mayr nochmals zu zitieren. Er beliebt nämlich, das vorläufig noch imaginäre Ergebnis der von Kollegen Stuffer angeregten Bemühung um mehr gesellschaftliches Leben während der Hochschulwochen mit dem kapriziösen Ausdruck „le joyeuse“ zu bezeichnen. Ich frage kühn: warum eigentlich nicht? Es ist mir zwar nicht bekannt, warum gerade Meran für diese Veranstaltungen ausersehen wurde. Da es aber glücklicherweise schon so ist, sollte man sich nicht wundern, daß wenigstens manche Teilnehmer nicht nur die Vortragsgebäude von innen kennenlernen wollen. Im Gegenteil, man kann als Gastgeber auf diese Heimat nur stolz sein und daher versuchen, sie auch den Gästen nahezubringen. Außer den allbekannten Herrlichkeiten gibt es auch solche, die gefunden werden wollen, ohne daß man auf die Uhr schaut und sieht, daß in zehn Minuten schon wieder ein Vortrag beginnt.

Außer dem üblichen gesellschaftlichen Programm, das unbedingt beibehalten werden sollte, wäre etwa zu überlegen, ob eine leichte Wanderung, die Gäste aus weniger alpinen Ländern natürlich nicht überfordern darf, zu arrangieren wäre? Ich muß sagen, ich ginge sehr gerne! Zu dieser Gelegenheit könnte doch das schöne Wanderbuch von Josef Rampold einmal aufgeschlagen werden und der eine oder andere Vorschlag daraus in die Tat umgesetzt werden. Welch eine Möglichkeit, Kontakte zu schließen, zu pflegen und zu vertiefen! Insofern könnten die Meraner Hochschulwochen doch wohl ohne Schaden in den Ruf einer Veranstaltung kommen, die den ganzen Menschen fördert, „joyeuse“ Erinnerung wachruft und vor allem den Wunsch, wiederzukommen, weckt.

Wäre die Synthese aus dem Bewährten von früher und den neuen Bestrebungen nicht ein Ausweg aus der Krise? -id-

Die Eule blinzelt -- Fortsetzung

überwechseln. Die angeführten Episoden zeigen aber, daß man mit dem Urteil doch nicht gar so schnell fertig sein soll und die Schuld für jedes Rascheln im Gebüsch nicht immer den Oesterreichern gegeben werden darf. Es hat bald den Anschein, als wäre jeder Rehbock, jeder etwas verwachsene Baum, ja jeder Wind, der durch eine Fellschlucht pfeift, und jeder aufgeschreckte Spielhahn ein Terrorist! Immer wird sogleich geschossen ... und wenn dann einmal ein unschuldiger Mensch tödlich getroffen wird, dann wird bestenfalls von einem „fatalen Irrtum“ gesprochen.

Wenn ein Mensch getötet wird, so ist das immer traurig, gleichgültig, ob der Getroffene ein Angehöriger der Grenz-wache oder ein Südtiroler ist. Man sollte aber im ersten Falle nicht immer ausschließlich den Terroristen aus Oesterreich, im zweiten nicht nur der von diesen geschaffenen Situation die Schuld geben. Es könnte ja sein, daß in manchen Fällen (Sexten, Mühlwald usw.) der Täter mit den Terroraktionen überhaupt nichts zu tun hat (Blutrache u. dgl.) ...! Jeder Fall muß genau untersucht werden und der Tod eines Südtirolers darf nicht als weniger schwerwiegend empfunden werden als der Tod eines Militaristen. Wir stellen mit Befremden fest, daß die Angehörigen des in Olang erschossenen Peter Wieland lange nicht von allen jenen Behörden ein Beileidstelegramm bekommen haben, die den Tod der Militaristen öffentlich bedauert hatten.

Und unser Volk ist still, schaut zu ... „dem Frieden zuliebe“.

## Zeitgemäße Feststellung

Ort: kleines Städtchen mittelalterlicher Prägung und Zwillingstürmen.

Zeit: September 1966.

Der semmelblonde Steuerbeamte sagt zur kriegsverwitweten Mutter einer an der Mittelschule tätigen Uni-Studentin:

„Heuer muß auch Ihre Tochter die Familiensteuer zahlen.“

„Warum denn?“

„Studieren ist Luxus und sie verdient immerhin genug.“

P.S. Frage: Was ist Luxus? Das Studieren, das Unterrichten an der Mittelschule, die nicht-vorhandene Familie oder alles zusammen? Anpa.

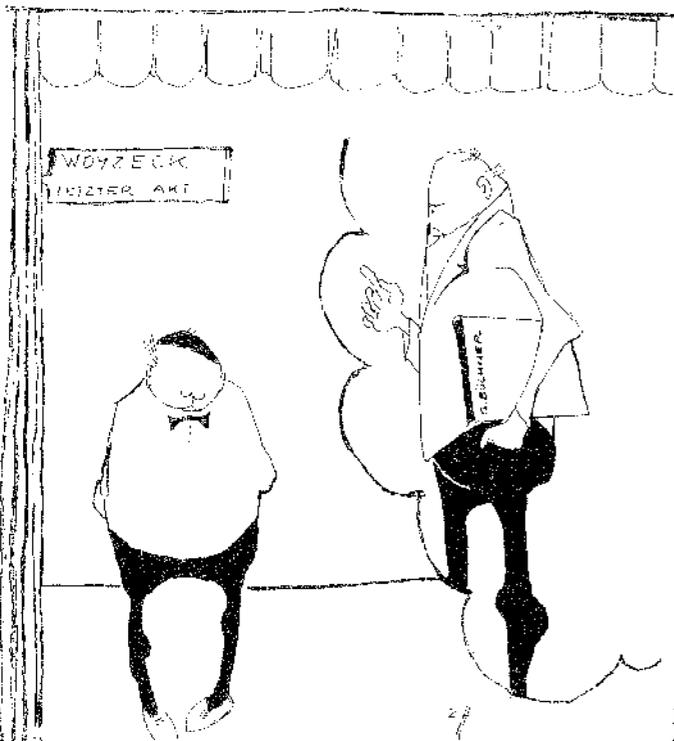
## Im Corriere

Im „Corriere della Sera“ vom 17. Oktober stand auf der ersten Seite in einem Bericht aus Wien folgendes zu lesen:

„Der ‚Union für Südtirol‘ zufolge, fahre die römische Regierung fort, Südtirol alle Zuständigkeiten zu verweigern, die die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Entwicklung sichern und die ‚die italienische Einwanderungs- und Assimilierungspolitik‘ zum Stillstand bringen würden.“

Nach dieser rassistisch angehauchten Bemerkung ...

Danach sieht es bald so aus, als ob jeder, der sich einer Einwanderungs- und Assimilierungspolitik widersetzt, zumindest rassistisch angehaucht sei. Wenn man in Südtirol also nicht noch des Nazismus bezichtigt werden will, müßte man eine italienische nationalsozialistische Politik sogar fordern und fördern. Leider dämmert es zu wenigen Lesern des Blattes, daß diese Denkfolge irgendwo einen Haken haben muß.



SONNEN

Der Dichter erscheint einem Darsteller

# Der Fragebogen

Lieber Kollege, liebe Kollegin!

Ich bitte Deine Meinung über die Arbeit unserer Südtiroler Hochschulgesellschaft zu erfahren um — Anregungen von Dir zu erhalten, bitten wir Dich, folgende Fragen vorabzubeantworten, zu beantworten:

1. Womit bist Du die Hauptquelle der SH?
2. Wo sollte Deiner Meinung nach die SH aktiv sein?
3. Welche Mängel empfindest Du in unserer Kulturkreisgruppe, und welche Vorschläge würdest Du zu ihrer Beseitigung machen?
4. Welche inhaltliche Gestaltung erwartest Du in unserer Studentenzeitschrift „Südtiroler Student“? Wo siehst Du den Schwerpunkt in der Themenwahl (Kulturelles, Politisches, Disziplinar-, Informations usw.)
5. Welche Themen würdest Du vorschlagen?
6. In welchen Mitarbeiters (Deiner Adresse)?
7. Deine Gedanken und Vorschläge zur SH, Meraner Hochschulwochen, Begrüßung der Gäste, Anwesenheit / Abwesenheit während der letzten Jahre.
8. Deine Bestürzung über Vorkämpfe für die Dänen, Hortschaffung, Begründe bitte Deine Anwesenheit / Abwesenheit.

Wir danken Dir für die Beantwortung der Fragen, die Deinen konstruktiven Beitrag zur künftigen Ausrichtung der SH, der Hochschulgesellschaft darstellen. Ausführliche Antworten bitte auf die Rückseite dieses Bogens.

Für den Vorstand der SH  
Hartmann Peter Hintersäuber  
Kulturreferent

Einige Tage nachdem wir den letzten „Skolasien“ versandt hatten, erkundigte sich Siegfried Stuffer, ob wir die beantworteten Fragebögen auch systematisch auswerten wollten. „Selbstverständlich!“ sagte ich. „Aus ihnen werden wir einen repräsentativen Querschnitt der Meinungen und Wünsche aller SH-Mitglieder gewinnen. Wir werden Direktiven für unsere Arbeit aufstellen können, die von den meisten anerkannt werden.“ „Eine gute Sache!“ meinte Kollege Stuffer. Bald hatten wir uns geeinigt, daß Stuffer — er wurde dann auch vom Präsidenten beauftragt — zusammen mit dem Kulturreferenten oder einem anderen Vorstandsmitglied die Auswertung übernehmen werde. Es wird ja viel Arbeit geben. — So dachten wir.

Ungefähr einen Monat später kam Peter Palla, Soziologiestudent in Köln, in das Sekretariat der SH. Er brachte zwei Manuskriptseiten als Antwort auf den Fragebogen mit und fragte: „Wieviele haben geantwortet?“ „Was meinst du? Wir haben 1200 Fragebogen an Studenten und Altakademiker versandt.“ „Sagen wir einmal 400 — oder 200!“ „Du darfst noch zweimal raten, aber ich empfehle dir, etwas bescheidener zu sein!“ „50?“ „20?“ „Nein; mit dir sind es neun Mann, die jetzt nach vier Wochen geantwortet haben! 9 von 1200!“

Kurz nachher sitzen wir in einem Kaffeehaus. Kollege Palla meint nachdenklich: „Wenn unsere Leute nicht einmal antworten, dann kann der Vorstand weder mehr Mitspracherecht, noch irgendwelche Änderungen und Neugestaltungen der Meraner Hochschulwochen fordern. Die SH-Funktionäre werden immer gefragt werden: „Wer steht hinter euch?“ „Und ich frage mich, welchen Sinn es überhaupt hat, wenn einige wenige Studenten 80 bis 100 Tage im Jahr ausschließlich für die SH arbeiten und die anderen 960 Mitglieder der Südtiroler Hochschülerschaft nicht einmal die Fragen beantworten, die ihnen gestellt werden!“

Wir bitten noch einmal alle Kollegen und Altakademiker, bis zum 30. November die Fragen zu beantworten. Die Auswertung beginnt am 1. Dezember; die Antworten werden anonym behandelt.

## Dichtung in Südtirol

Die Darstellungen der Südtiroler Literatur sind nicht gerade zahlreich. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß der Tyrolia-Verlag in seiner Geschenktaschenbuchreihe das Bändchen „Dichtung in Südtirol“ von Prof. Eugen Thurn-

Als neu ernannter Hochschülerseelsorger begrüße ich zunächst auf diesem Wege alle Südtiroler Hochschüler recht herzlich. Erst die zukünftigen Begegnungen und wechselseitigen Anregungen werden unserer gemeinsamen Arbeit konkrete Form geben.

Es ist hier nicht möglich, von vornherein ein Programm zu entwerfen und gleichsam in die Luft zu bauen, vielmehr möge in gegenseitigem Vertrauen und in voller Anerkennung und Berücksichtigung der jeweiligen Überzeugung ein fruchtbares Zusammengehen und Zusammenwirken zustande kommen.

Meine derzeitige Adresse: Deutsches Haus, Weggensteinerstraße 10, Bozen, Tel. 23-5-84.  
Dr. Alois Ties, Hochschülerseelsorger.

## EINSENDESCHLUSS

für die nächste Nummer:  
1. DEZEMBER 1966

## Veränderte Anschriften

- Saurer Otto, Präsident:  
erreichbar über das Sekretariat der SH  
in Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II.
- Bonell Joachim, Studentenfürsprecher:  
Rom, pr. Carotenuto, Viale Regina  
Margherita 93.
- Zelger Pepi, Pressereferent:  
Innsbruck, Höttinger Gasse 26/III.

## Promotionen

- Mehner Erwin, Doktor der Veterinärmedizin an der Universität in Wien.
- Senoner Heinz Peter, Doktor der Handelswissenschaften an der Universität Bologna.
- Egger Peter, Doktor der Pharmazie an der Universität Bologna.
- Plunger Heinrich, Doktor der gesamten Heilkunde an der Universität in Innsbruck.

## Berichtigung

Gadner Helmut wurde an der Universität Wien, nicht in Innsbruck, zum Doktor der gesamten Heilkunde promoviert.



h.Ordinararius für Neuere Deutsche Sprache und Literatur an der Universität Innsbruck, herausgebracht hat. Thurnher untreibt in dieser kurzen Darstellung die Südtiroler Literatur von ihren Anfängen bis zu den neuesten Autoren, von dem „Abrogans“ des aus Obermaires stammenden Bischofs Arbeo von Freising bis zu der „Aufschreibung aus Trient“ von dem in Berlin lebenden Franz Tumlner. Selbstverständlich mußte vieles recht summarisch dargestellt werden, um auf den rund 110 Seiten Platz zu haben. Vereinfachte Urteile über an sich recht differenzierte Sachverhalte ließen sich schwer vermeiden. Das Büchlein ist, wie es im Vorwort heißt, aus Vorträgen entstanden. Dies hat sich leider auf die Einheitlichkeit etwas nachteilig ausgewirkt. Eine gründlichere Überprüfung der Vortragsskripten hätte omige sachliche Widersprüche vermeiden lassen. Vgl. dazu vor allem den Abschnitt über den mittelhochdeutschen Minnesang. Wie der Autor im Vorwort weiter schreibt, wollen die Beiträge „nicht allein belehren, sondern sollen vor allem auch begeistern und zu eigener Lektüre anregen“. Dies ist ein gutes Vorhaben. Eine literarhistorische Darstellung ist vor allem dann wertvoll, wenn es ihr gelingt, den Leser zu den Quellen selbst zu führen. Die Begeisterung soll im Leser aber in erster Linie durch große Sachgemäßheit geweckt werden. Und davon, so scheint mir, enthält das Werk zu wenig. Dafür ist die Sprache überfüllt mit Wendungen und Ausdrücken, die zwar für die Begeisterung und die Verbundenheit des Autors mit Südtirol sprechen mögen, aber den etwas nüchterner eingestellten Leser der Sache nicht recht froh werden lassen. Zu oft ist von „schöpferischer Aussage“, „schöpferischen Zeugnissen“, „schöpferischer Kraft“ die Rede, von der „Zeit und Ewigkeit“ verbindenden Macht einzelner Werke der Südtiroler Dichtung, von dem „ewigen Glanz deutscher Ueberlieferung“, von der Dichtung als dem „Spiegel des Ewigen“, als daß dem kritischen Leser bei der Lektüre wirklich wohl werden und sich wahre Begeisterung einstellen könnte. Größere Bescheidenheit der Sprache hätte dem gesetzten Ziel sicher besser gedient. Es fällt uns Heutigen einigermaßen schwer, diese einer ausgesprochen romantischen Kunstauffassung entstammenden Kategorien gelten zu lassen. Sie scheinen mir etwas zu weit hergeholt. Der Begriff des Schöpferischen und des Künstlers des Ewigen scheint mir zu anspruchsvoll, als daß er in so ausgedehntem Umfang auf Erzeugnisse der Kunst angewendet werden könnte. Ebenso skeptisch stehe ich einem Satz wie dem folgenden gegenüber: „Keine Zeit, keine Gewalt, keine Not vermag diese Zeichen auszulöschen, die der Geist als Spiegel des Ewigen diesem Lande aufgeprägt hat.“ Schön wäre es, wenn dieser Optimismus zu Recht bestünde! Aber in mir ist die Besorgnis darüber zu groß, daß diese Zeichen einer deutschen Vergangenheit unseres Landes tatsächlich einmal verschwinden könnten, als daß ich diesem vagen Optimismus huldigen könnte. Er läßt allzu leicht vergessen, daß es eines ständigen Einsatzes bedarf, um die geistigen Leistungen unserer Südtiroler Vergangenheit wenigstens auf Zeit zu retten und zu bewahren. Zu vieles, das für die Ewigkeit geschaffen schien, hat sich nur allzu bald als sehr zeitgebunden erwiesen und als den Mächten der Jahrhunderte zu wenig widerstandskräftig.

Prof. Thurnher kündigt im Vorwort dieses Werkes eine „dreibändige Darstellung der Tiroler Literatur“ an, zu der das Büchlein „ein erster Entwurf“ sein soll. Man kann sicher sein, daß das angekündigte Werk so viel Quellenmaterial bringen wird, daß sich daraus ein durch genügend Tatsachenmaterial begründetes Urteil ergeben wird. Bis zum Erscheinen dieses Werkes kann das vorliegende Bändchen jedem zur Lektüre empfohlen wer-

Fortsetzung übernächste Seite



# SÜDTIROL IN MODERNER DICHTUNG

den, der sich über die literarische Vergangenheit und Gegenwart Südtirols ein Bild machen will. Nicht zuletzt regt das Werk zu Kritik an und zur weiteren Beschäftigung mit dem behandelten Thema. jt

## „Offener Brief“

Glückliches Land, dem Erschütterungen erspart werden in seliger Unwissenheit ...

Siegfried Stuffer warf in einem heiklen politischen Moment Südtirols plötzlich einen Stein in einen bisher ziemlich ruhigen Teich: in einem „Offenen Brief“ — den der „Alto Adige“ auf seiner deutschen Seite prompt publizierte — griff er in ungewöhnlich heftigen Worten den Bischof von Bozen-Brixen an und warf ihm vor, sich in die Politik eingemischt zu haben. Die Worte, die er dabei verwendete, rochen zum Teil nach einem etwas überholten Instrumentarium („übelster Klerikalismus“) und die Initiative selbst kann wohl kaum als objektiv oder opportun bezeichnet werden. Wenn schon, dann hätte das Thema „Kirche und Politik in Südtirol“ wohl eine weniger oberflächliche und dilettantische Behandlung verdient und wäre vielleicht mit einer weniger provokatorischen Form besser angekommen (abgesehen von einer gewissen Naivität der Angelegenheit in sich); außerdem war der Anlaß und der Augenblick denkbar schlecht gewählt. Dazu noch die Art des Angriffs... genug für einen kleinen Scheiterhaufen (und genug auch, um selbst der SFP in sprachlosem Staunen die Rede zu verschlagen).

Das Volk nun harrte gespannt, wie wohl die „Dolomiten“ Stuffers merkwürdige Initiative aufzunehmen und kommentieren würden. Doch man harrte vergebens: über so etwas ist das Tagblatt der Südtiroler erhaben.

„Gar nit ignorieren“ meinte Nestroy ...  
al

## Eine Antwort?

Die Enge ihres fanatischen Nationalismus trieb die italienische studentische Jugend zwei Tage lang auf die Straßen und Plätze der Südtiroler Landeshauptstadt.

Mit bemerkenswerter Beharrlichkeit und Systematik wälzte sich diese amorphe Masse auch von einer höheren deutschen Schule zur andern. Dort, vom genius loci erfüllt, griffen die Zehntausend, also ein beachtlicher Querschnitt unserer morgigen Kollegen, die Südtiroler Initiative der Begegnung zwischen Studenten der beiden Sprachgruppen auf, und leisteten lautstark, doch wenig wortgewandt, ihren Beitrag: as-sas-si-ni, As/sas/si/ni — as/sas/si/ni — as/sas/si/ni.... Jeder Schrei — ein Schlag in das Gesicht der Menschenwürde, ein Attentat auf eine Verständigung im europäischen Geist.

Im Regionalrat von Friaul-Julisch-Venetien in Triest wurde — nach einem Bericht der „Naš Fednik-Kronika“ vom 7. April 1966 — der vom Abgeordneten der Slowenischen Gemeinschaft Dr. Skerk vorgelegte Gesetzentwurf angenommen, daß nicht nur der Beleidiger der italienischen Nation bestraft wird, sondern auch jeder, der „die Traditionen, die Sprache und die Kultur der volklichen Minderheiten beleidigt“ oder „öffentlich zur nationalen Unduldsamkeit und zum Haß hetzt“.

Liest ein Südtiroler Politiker, dem noch das diabolische fuo-ri, fuo-ri, fuo-ri... in den Ohren dröhnt, unseren „Fahrenden Skolasten“?

Sonderbar, dieses zwiespältige Heimat-erlebnis, das in dem jüngsten Roman Franz Tumlers, „Aufschreibung aus Trient“ (Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M. 1965), dichterischen Ausdruck findet. Der Erzähler, hinter dem man unschwer den Autor selbst entdecken kann, macht mit seiner Freundin eine Reise nach Italien und hat kurz vor Trient mit seinem Wagen einen Verkehrsunfall, der ihn zwingt, dort seine Reise zu unterbrechen. Was er unbedingt vermeiden wollte, nämlich sich mit seinem Geburtsland Südtirol näher einzulassen, sich dort aufzuhalten, die Orte seiner Jugend zu besuchen und mit seinen Verwandten zu sprechen: das überkommt ihn nun gleichsam schicksalhaft. Die Marmorstufen in dem Hotel in Trient, das er mit seiner Freundin bezieht, erinnern ihn an seinen Geburtsort. Denn dort wird der Marmor abgebaut. Gerade am Tag des Unfalls berichten die Zeitungen vom Ausgang des Trienter Carabinieri-Prozesses. Später kommen die Berichte über den Mailänder Sprengstoffprozeß hinzu, in den auch ein Vetter des Erzählers verwickelt ist. Erinnerungen an die Jugendzeit werden wach, an die Zeit, da das Trentino noch zu Oesterreich gehörte, an die schicksalvollen Ereignisse des ersten Weltkrieges. Einen zentralen Abschnitt bildet diesbezüglich das Gespräch, das der Vater des Erzählers mit Cesare Battisti führt.

Der Erzähler, der es bewußt vermieden hat, in dem Ort, wo sein Vater begraben liegt, Halt zu machen, um nicht in seiner Urlaubsfahrt nach dem Süden aufgehalten zu werden, wird, wie es in dem Roman heißt, von seinem Vater „eingeholt“ und von dem Schicksal seiner Heimat. Es läßt ihn nicht mehr los. Er verfolgt unter einem inneren Zwang die Presseberichte über den Prozeß, läßt sich in Gespräche ein mit Bekannten, versucht sich Klarheit zu verschaffen über Ursache und Schuld des politischen und menschlichen Problems Südtirol. Es überkommt ihn plötzlich ein Gefühl der Mitverantwortung, der er sich bisher zu entziehen suchte, ein Gefühl der Schuld und gleichzeitig des Nichtsprechenkönnens darüber (er soll nämlich für eine Zeitschrift einen Bericht schreiben). „Aber trotzdem blieb mir dieser Zusammenfall von Tatsachen, und daß es nun noch einmal diese Stadt hier war, in der ich gestoppt worden war, und in der sich etwas abgespielt hatte von dieser Sache, bei der ich den Teil, der mich angeht: mich zu kümmern um die Verwandten, versäumt hatte, und durchgeföhren war. Hier gestoppt worden war. Und am selben Tag. Und daß ich diesen Zusammenfall spürte als einen Punkt in meinem Gewissen: Versäumnis; und so wird es einem gezeigt.“

Der Roman ist eine Art Beichte, die Ge-

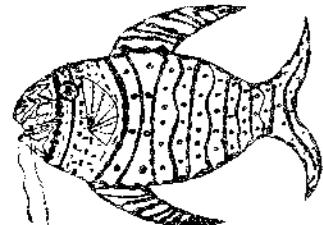
wissensentlastung eines Künstlers, der aus gewissen Gründen seine Heimat verlassen hat, der in einer Weltstadt lebt, deren Atmosphäre er für sein schriftstellerisches Wirken benötigt. Er entdeckt aber irgendwo in seiner Seele durch einen äußeren Zufall einen Bereich, in dem das Land seiner Kindheit trotz allem noch lebendig geblieben ist. Die Ereignisse in Trient erlebt der Erzähler als ein Emporgehobenwerden in eine höhere Existenz, als ein Hinausgehobenwerden aus seinem Alltagsleben. Nachdem der Wagen wieder instandgesetzt ist, fährt der Erzähler, um davon wieder Abstand zu gewinnen, zunächst noch nach Verona. „Aber der Grund war nicht nur der, ... daß ich diese Unternehmungslust, eine Art Ueberschuß an Mut, in mir erzeugen mußte, um die Nachwirkung des Schocks in mir nicht aufkommen zu lassen.“ Er will mit dieser kurzen Fahrt in den Süden auch die Reparatur überprüfen, bevor er die Heimfahrt antritt. „Wenn ich an diese Ueberlegung zurückdenke, merke ich, daß mit mir etwas aufhörte von dem besonderen Dasein, das uns die ganze Zeit in Trient hinweggenommen hatte in eine hilflose aber höhere Existenz, es war eine von Verwandlung durchglühete Zeit; und jetzt finden die gewöhnlichen Berechnungen wieder an, wie man am besten durchkommt. Und es fing auch etwas von Nüchternheit und Leere der Welt wieder an, in die man ungern zurückgeht nach einer solchen hochgespannten Erfahrung, aber mit der man es aufnehmen muß!“ Damit wird allerdings diesem ganzen Erlebniskreis ein Teil seiner Verbindlichkeit genommen, denn es rückt in eine reale Sphäre, gegen die es gilt, die wirkliche Welt wieder in ihr Recht treten zu lassen.

Dies alles ist in einer recht ungewohnten Sprache dargestellt. In einer Sprache, die in ihrer häufig zerbrochenen Syntax gelegentlich an die gesprochene Sprache anklingt, aber noch öfter vom Schriftsteller bewußt gegen die herkömmliche Grammatik konstruiert erscheint. Es ist ein Beispiel, wie sich heute, im Zeitalter des hochkultivierten und hochgezüchteten Journalismus, der Dichter seine eigene unverwechselbare Sprache schafft. Die einzelnen Sätze sind häufig keine geschlossenen Sinnanzüge, sondern gehen ineinander über. Das zeigen besonders die vielen Und-Anschlüsse. Das freie Fließen der Gedanken findet so seinen adäquaten Niederschlag in der Sprache. Der Darstellungsweise fehlt jedes Pathos, jede Entschiedenheit. Es ist ein schwebendes Abwägen und Ueberlegen aus der Distanz. Es ist das erste Mal, daß das Thema Südtirol zum Gegenstand einer wirklich modernen Dichtung geworden ist.

Josef Ties



Karl Plattner: Komplott (Ausschnitt)



Schau Geliebter  
 da ziehen die Wolken  
 da wiegen die Zweige sich im Wind  
 und die Sonne wärmt  
 die Hände, das Gesicht.  
 Meine Augen sind müde  
 mein Herz geht schnüchlige Wege  
 Viele Bilder stehen vor meinem Träumen  
 und die Felsen, die Gletscher, die Nebel.  
 Aber Du — hohe Gestalt  
 lebst mit Deinem Lächeln in meiner Kraft  
 und im Atemholen  
 jetzt in meinem Kreis,  
 Die Dunkelheit der nächtlichen Weglosigkeit  
 wird Schatten von Licht.

Theodora Meyer

Kleine, weiße Blumel  
 Du gleichst dem Menschen —  
 nein, Du bist besser als er!  
 Du lebst, ohne Luxus,  
 inmitten Deiner Geschwister,  
 bist nicht neidisch auf Ansehn und Kleid  
 Deines Nachbarn —  
 alle sind gleich.  
 Du bist genügsam:  
 Du wachst sogar auf dem Schutthaufen,  
 den die Kriege der Menschheit zurückließen.  
 Du bist sauberer als der Mensch:  
 Du richtest Dich aus dem Dreck hoch auf,  
 während der versucht,  
 seinen hohlen Kopf möglichst tief in den  
 Sumpf dieser Welt zu stecken.  
 Du willst nur über das Gros wachsen,  
 und wachst dabei über die Menschen.  
 Die versuchen zum Mond zu gelangen  
 und geraten immer mehr in die Abgründe des Daseins.  
 Bei Nacht rollst Du Dich zusammen  
 und sammelst Kraft für den nächsten Tag,  
 da Du wieder dastehen mußt,  
 leuchtend und duftend.  
 Kleine, weiße Blumel  
 Ich bewundere Dich!

Michael Jerger, \* 1947

## GLAUBE UND WISSEN

Wenn von Glauben und Wissen die Rede ist, hat man anscheinend meist den katholischen Glauben im Auge. So ist es vielleicht nützlich, die Lehre der Kirche über das Wesen des Glaubens darzulegen: Glaube ist die volle, von der Gnade vermittelte Zustimmung zu der von der Kirche verkündeten göttlichen Offenbarung, welche Zustimmung sich nicht auf die Offensichtlichkeit der Wahrheit stützt, sondern auf die Autorität Gottes, der verkündet, und der weder irren noch irreführen kann (I. Vatikanisches Konzil, Denzinger Enchiridion Symbolorum, Nr. 1789). Die hauptsächlichsten Glaubenssätze sind im Credo enthalten, die anderen als sogenannte Dogmen mehr oder weniger bekannt.

Es stimmt nicht ganz, wenn man es als die Aufgabe der Kirche betrachtet, dem menschlichen Leben eine Sinnbestimmung zu geben. Dies ist eine Folge ihrer wahren Aufgabe: Heiligung der Menschen und Verherrlichung Gottes. Darin liegt zugleich die Sinnbestimmung des menschlichen Lebens. Denn alles, was die Kirche lehrt, hält den Menschen in jener Grundwirklichkeit, die er von sich aus nicht fassen kann (z. B. das Wesen Gottes) oder durch die Erbsünde verdeckt hat (seine Offenheit auf Gott hin und damit die sittliche Ordnung).

Die Wirklichkeit kann nur eine sein — der Gegensatz wäre Unwirklichkeit —. Der Mensch kann allerdings nicht die ganze Wirklichkeit fassen, er wird es auch nie können, denn Gott ist die Grundwirklichkeit, und ihn kann der Mensch nicht bereifen, sonst wäre er ja selbst Gott. Es ist dem Menschen aber gegeben, die Wirklichkeit teilweise zu erfassen. Das Mittel dazu ist sein geistiges Wesen, das imstande ist, die Wirklichkeit gedanklich zu

zerteilen und aus diesen künstlich getrennten Teilen sinnvolle Teilerklärungen der Wirklichkeit herauszufinden, die es ihrerseits ermöglichen, zu einer immer neuen und besseren Erklärung der Wirklichkeit zu gelangen. Wissen ist also das, was wir von der Wirklichkeit wissen. Aus diesem Wortspiel ergibt sich schon die ganze Fragwürdigkeit der Wissenschaft: wir wissen so lange, bis wir besser wissen. In der Dynamik aber, die im Drang zum „immer besser wissen“ liegt, zeigt sich bereits die grundsätzliche Offenheit des menschlichen Geistes der Wirklichkeit, Gott gegenüber.

Jede Teilung der Wirklichkeit in Bereiche ist also künstlich und nur durch die Arbeitsweise des menschlichen Erkenntnisvermögens bedingt. Es gibt nicht mehrere, voneinander unabhängige, spezifische Wirklichkeiten. Wenn der Wissenschaftler eine Gesetzmäßigkeit erkannt zu haben glaubt und eine wesentliche Aussage machen will, so prüft er die Gesetzmäßigkeit im Lichte der gesamten ihm zugänglichen Wirklichkeit. Der Mensch versucht auch sonst, zu einer Zusammenfassung zu kommen, z. B. auf dem Gebiete der Naturwissenschaften oder der

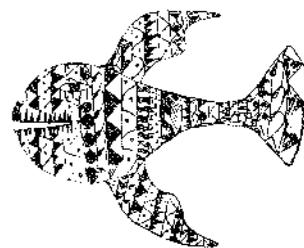
Sozialwissenschaften, um der Gefahr eines sinnlosen Nebeneinander Herr zu werden. Gäbe es voneinander unabhängige Wirklichkeiten, dann gäbe es auch mehrere, voneinander unabhängige Götter, einen für jeden Bereich.

Das Wesen des Menschen selbst bildet eine Einheit, die über dem Wissen steht. hat der Mensch doch nicht nur Sinn für das Wahre, sondern auch für das Schöne und Gute. Er hat nicht nur Verstand, sondern auch Gefühl; nicht nur Vernunft, sondern auch Wille und Macht. Einen reinen Wissenschaftler gibt es nicht, und wenn es ihn gäbe, so würde er wahrscheinlich ein schlechter Wissenschaftler (Elektronengehirn) sein, weil ihm das Gefühl für Zusammenhänge, jeder ganzheitliche Sinn fehlte. So ist der Mensch letzten Endes sich selbst ein Geheimnis und dennoch tatsächliche selbstbewußte Wirklichkeit, die fähig ist, mit der gesamten Wirklichkeit und im besonderen auch mit anderen ähnlichen Wesen in Beziehung zu treten.

Der Sinn für das Umfassende, der im menschlichen Wesen liegt, treibt mich dazu, durch das neu Erkannte ständig das mir zugängliche Weltbild zu erweitern.

Du bist ergraut in Jahren,  
 gib Dich bescheiden,  
 wenn Du auch noch möchtest,  
 doch Gott Amor, der Schelm, wird Dich meiden.  
 Verwandle Dich selbst in einen solchen,  
 aber ohne Schminke und Perücken,  
 auch ohne Pfeile;  
 durch süße Gaben kannst Du noch manch liebe Seele entzücken.

Von Josef Lanziner, unserem verdienten Sekretär in Bozen.



Neuinterpretation und Korrektur des Weltbildes, also z. T. auch des religiösen Weltbildes, ist mir Lebensaufgabe, und hier kann weder von einem Erstarren in simplifizierenden Denkformen noch von einer fruchtlosen Koexistenz von Glaube und Wissen die Rede sein. Der „Dogmen- und Sittenkatalog“ aber ist Gottes Wort, das von der Kirche, der Braut Christi, unverfälscht verkündet wird, eine der Aufgaben, die die Kirche kraft des Heiligen Geistes immer erfüllen wird.

Nehmen wir an, die moderne Psychologie behauptete, wissenschaftlich klar erkannt zu haben, daß das 6. Gebot heute zum größten Teil Unsinn sei und nur zu schweren Schuldgefühlen führe, die der Mensch dann in Einzel- und Gemeinschaftsverbrechen, etwa im Krieg, abzuschnüffeln versuche. In einem solchen Falle handelte es sich um die Verabsolutierung einer Erkenntnis; ein unter einem ganz bestimmten Blickwinkel gesehener Ausschnitt aus der Wirklichkeit wäre auf unzulässige Weise verselbständigt. Daß eine solche Verabsolutierung nicht Bestand haben kann, ergibt sich schon daraus, daß sie nicht von der Gesamtwirklichkeit gehalten wird. Außerdem lehrt die tägliche Erfahrung, daß das Gewissen, das man mit Schuldgefühlen umschreibt, mehr im innersten Wesen des Menschen liegt als in der von außen kommenden Lehre, von der es zwar beeinflußt, jedoch weder geschaffen noch abgeschafft werden kann.

Eigentlich braucht man gar nicht erst solche rein erfundene Annahmen machen, liefert doch die Geschichte Beispiele genug. Während des Zeitalters der Aufklärung glaubte man sehr oft, im Namen des Fortschritts und der Vernunft den Menschen vom Sittenjoch und vom okkulten, mittelalterlichen Gottesglauben befreien zu müssen. Was mit grenzenloser Zuversicht mit Hilfe der Naturwissenschaften begonnen wurde, endete im Alpdruck einer mechanischen Welt, vor der der Mensch in die Romantik flüchtete. Die

grenzenlose Zuversicht des Industriezeitalters, dem die Wirtschaftswissenschaft eine glänzende Zukunft zu versprechen schenken, ernüchterte durch die um sich greifende Arbeitslosigkeit der ersten Krisen. Die Hoffnung der Einzelwissenschaft, auch nur die Frage der Güterbeschaffung, wenn nicht die des Wohlstandes allein lösen zu können, endete in Enttäuschung. Da regte sich wieder der Sinn für das Umfassende im Menschen, und die Wirtschaftslehre der damaligen Zeit wurde mit Philosophie verbunden und zu einer Gesellschaftslehre und zu einer Weltanschauung ausgebaut, die Gott und die Kirche folgerichtig ausschloß, und die Vorgab und vorgibt, wissenschaftlich aus Wirtschaft, Politik, sowie aus der Gesellschaft hervorzugehen. Trotz all dieser Versuche, die sämtliche im Namen des Fortschritts unternommen wurden, ist der „Dogmen- und Verhaltenskatalog“ der Kirche im wesentlichen unverändert geblieben, und er erscheint auch heute vielen Menschen, die das Heil suchen, weit zeitgemäßer als der Fortschritt von gestern. Die Vorgänge der gegenwärtigen Welt ließen sich, auch vom Standpunkt des Wirtschafts- und des Staatswissenschaftlers, vielleicht auch von dem des Soziologen aus, sinnvoll genug deuten, wenn man sie z. B. mit der Geschichtsphilosophie des Giambattista Vico verbindet. Dabei könnte allerdings die Sittenordnung als Hauptdarstellerin auftreten.

Wenn also Gott die Urwirklichkeit ist, von der alle andere Wirklichkeit ihren Ursprung hat, so müßten Glaube und Wissen Hand in Hand gehen. Im Laufe der Geschichte stoßen sie aber sehr oft zusammen. — Allerdings bewegen sich Glaubens- und Wissensgehalt keineswegs immer nur in eine Richtung: vom Glauben zum Wissen. Auch das Umgekehrte kommt vor, weil man das Beweisverfahren leicht bezweifelt und vergißt —. Wo aber eine Diskrepanz zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und kirchlicher Lehre vorzuliegen scheint, sind, wie oben gesagt wur-

de, Teilerkenntnisse vorallgemeinert worden. Das aber hat seinen tiefsten Grund darin, daß der Mensch frei ist für Gutes und Böses und daher in seinem Stolz verabsolutieren kann, was er will. So aber zerstört der Mensch die von Gott geschaffene Ordnung. Das ist dann keine schöne Welt mehr und auch keine friedliche, so sehr wir es auch mit Worten beschwören wollen. Würden wir in unserem störrischen Wesen folgerichtig sein wollen und können, so würde sie sogar zu einer Welt, die nicht mehr bestehen könnte. Gott hat uns aber durch seine Offenbarung und Gnade den Weg gewiesen. Es ist der Weg des Glaubens, der eine freiwillige und durch die Gnade geschenkte Beziehung zwischen Mensch und Gott ist, die in der Kirche (im Sinne des Vatikanum II) ihren Ausdruck findet. Diese Beziehung steht auf einer höheren Ebene als die der Erkenntnis, kann jedoch nie im Widerspruch zu ihr stehen, weil sie wirklich ist. (Sollte mir also ein Wissenschaftler, der intellektuellen Redlichkeit willen, beweisen wollen, daß ich keinen Vater habe, so kann ich ihn fragen, wieso er das sagen könne, da ich doch meinen Vater kenne.) Es ist der eine Weg zur Wahrheit der Wirklichkeit. Die Kirche ist Hüterin dieser Wahrheit (Lehramt). Und diese Wahrheit kann durch die Wissenschaft niemals überflüssig werden, weil die Lehre, die in Dogmen festgelegt ist, letztlich vollständig auf das Geheimnis zurückzuführen ist und damit schon immer außerhalb des Bereiches der Wissenschaften und über ihnen steht. Selbst die Vielfalt der wissenschaftlichen Erkenntnisse wird nicht mehr als bedrängend, sondern als beglückend erfahren, wenn wir die Welt in Demut als Schöpfung entgegennehmen. Trostlos ist es nur dann, wenn wir uns aus irgendeinem Grunde stolz weigern sollten, an die unendliche Weisheit, Güte und Liebe Gottes zu glauben, wenn es uns unmöglich sein sollte, auf ihn zu hoffen und ihn zu lieben. Emil Stocker

# INTERNATIONALES STUDENTENFORUM

(AUS DEM »STUDENTENSPIEGEL« BERLIN)

## ARGENTINIEN

Zu Auseinandersetzungen zwischen der Studentenschaft in Buenos Aires und der Polizei kam es vor kurzem, als sich Studenten und Professoren der Universität auf der verkehrsreichen Independenciastraße mitten in Buenos Aires niederließen, um dort Vorlesungen abzuhalten. Mit diesem Unterricht in aller Öffentlichkeit wollten die Studenten gemeinsam mit ihren Professoren dem Verlangen nach größeren Zuschüssen für die Universitäten Nachdruck verleihen. Die Aktion, die mehrere Tage lang hintereinander durchgeführt wurde, erwies sich schließlich als so starke Verkehrsbehinderung, daß die Polizei einschritt und die Studenten aufforderte, die Straße zu räumen. Als die Studenten dieser Aufforderung nicht nachkamen, besprühte sie die Polizei mit rotgefärbtem Wasser und setzte Tränengas ein. Ein schwerer Lastwagen walzte Bänke und Tische nieder, während die Studenten flüchteten und sich im Universitätsgebäude verbarrikadierten. Eine ähnlich gemeinsame Aktion von Professoren und Studen-

ten fand gleichzeitig in der Stadt La Plata statt. („ew“, Bonn)

Die argentinische Regierung hat Ende Juli die Unabhängigkeit der argentinischen Universitäten beseitigt. Bis dahin wurden die Universitäten von Universitätsräten geleitet, die aus Vertretern der Professoren, Studenten und ehemaligen Studenten bestanden. Der Universitätsrat erledigte sämtliche Universitätsangelegenheiten; die Universitäten waren somit vom Erziehungsminister unabhängig. Der Regierungsabschluß, die Autonomie der Hochschulen abzuschaffen, löste heftige Protestaktionen seitens der Professoren und Studenten aus. Im Laufe von Zusammenstößen mit der Polizei wurden in Buenos Aires etwa 50 Studenten sowie der Dekan der naturwissenschaftlichen Fakultät verletzt und rund 200 Personen verhaftet. Zahlreiche Professoren sowie die Rektoren der meisten argentinischen Universitäten sind von ihrem Amt zurückgetreten; sie erklärten, sie wollten nicht bloße Universitätsverwalter sein, wie der Beschluß es vorsehe. (Le Monde, Paris)

## HOLLAND

Die holländische Universität Delft wird die erste „automatische“ Bibliothek besitzen. Sie hat sämtliche Bücher nach einem einfachen System nummeriert. Der Student braucht lediglich die gewünschte Nummer zu wählen, wofür ihm im Katalograum sechs Telefone zur Verfügung stehen. In kürzester Zeit erhält er das Buch; ein System von Lichtsignalen zeigt den Bibliotheksangestellten auf jeder Etage, wo der Band zu finden ist. Das Buch erreicht die Leihstelle über eine Rutschbahn. Ist das Exemplar bereits ausgeliehen, wird der Bibliothekar durch ein Lichtsignal verständigt. Statt vierzig Minuten beträgt die Wartezeit für den Studenten jetzt nur noch 16 Sekunden. (UNESCO-Dienst, Köln)

Das Studentenschiff „Seven Seas“ wird am 1. November in Rotterdam eröffnet. Auf ihm sollen 280 Studenten und vier Studentenehepaare der Rotterdamer medizinischen Fakultät und der Wirtschaftshochschule wohnen. Die Gesamtkosten des Projektes einschließlich des Umbaus betragen 2,2 Mill. Gulden. Außer

den Wohnkabinen umfaßt das Schiff auch zwei Lesesäle und eine Reihe Hörsäle. Konversationsräume mit Bars, einen Tanzsaal, ein Theater, Sonnendecks und ein Schwimmbad. Auf dem Schiff wird ferner eine Mensa eröffnet, die auch Studenten offensteht, welche nicht auf dem Schiff wohnen. (Nieuwe Rotterdamse Courant, Rotterdam)

## USA

Die Einführung des numerus clausus an den graduate schools wird für die nächsten Jahre als unvermeidlich angesehen. Der Trend zum weiterführenden Studium entspricht der allgemeinen Entwicklung des Studiums in Amerika: Zu Beginn des Jahrhunderts machten nur ungefähr 6% aller amerikanischen Jugendlichen das Abitur. Heute sind es über 70%. Bis zum zweiten Weltkrieg besuchte nur eine Minderheit die Universität. Heute geht fast die Hälfte der Abiturienten auf Universitäten oder Colleges. 1960 gab es nur ungefähr 300.000 Doktoranden in den Vereinigten Staaten. Für 1970 rechnet man mit 800.000. (The New York Times, Paris)

Die XIII. Studenten-Mannschafts-Weltmeisterschaft im Schach fand vor kurzem in Örebro, Schweden, statt. Sieger in der Gesamtwertung wurde mit 34 Punkten die sowjetische Mannschaft vor den Teams aus der Tschechoslowakei und Dänemark (28½ bzw. 27½ Punkte). Die Nordamerikaner, bisher schärfste Rivalen der Sowjetrussen, hatten an diesem Turnier nicht teilgenommen. In der Finalgruppe B, in der die in der Vorrunde ausgeschiedenen Mannschaften spielten, gewann Schweden vor Kuba und Puerto Rico.

(Der Tagesspiegel, Berlin)

#### ENGLAND

Der Studentenausschuß der Techn. Universität Loughborough hat ein besonderes „Stadtkomitee“ gegründet, das bedürftigen Leuten in der Stadt helfen will. Das Komitee hat sich darauf eingerichtet, Hilfersuchen aller Art nachzugeben, und möchte daher die gesamte Studentenschaft der Stadt als Arbeitskräfte heranziehen. Die Universität, so meinte der Vorsitzende des Studienausschusses, habe sich in letzter Zeit weitgehend von der Bevölkerung zurückgezogen; man hoffe daher, das Komitee werde Mittel und Wege finden, Bürger und Studenten wieder einander näherzubringen. Eine Sammlung guterhaltener, gebrauchter Bücher ist inzwischen von den Studenten veranstaltet worden; damit soll der Grundstock für eine noch zu errichtende Bücherei gelegt werden. „Wir wollen allen, die Hilfe brauchen in Loughborough, helfen, nicht nur alten Leuten“, sagte der ASTA-Vorsitzende abschließend.

(student news, London)

#### SINGAPUR

Die Studentenschaft der Universität von Singapur hat in den vergangenen zwei Jahren 42.000 Dollar für wohltätige Zwecke gesammelt. Der Betrag wurde kürzlich in einer Feierstunde 30 verschiedenen sozialen Einrichtungen und Vereinigungen in Singapur überreicht.

(The Malayan Undergrad, Singapur)

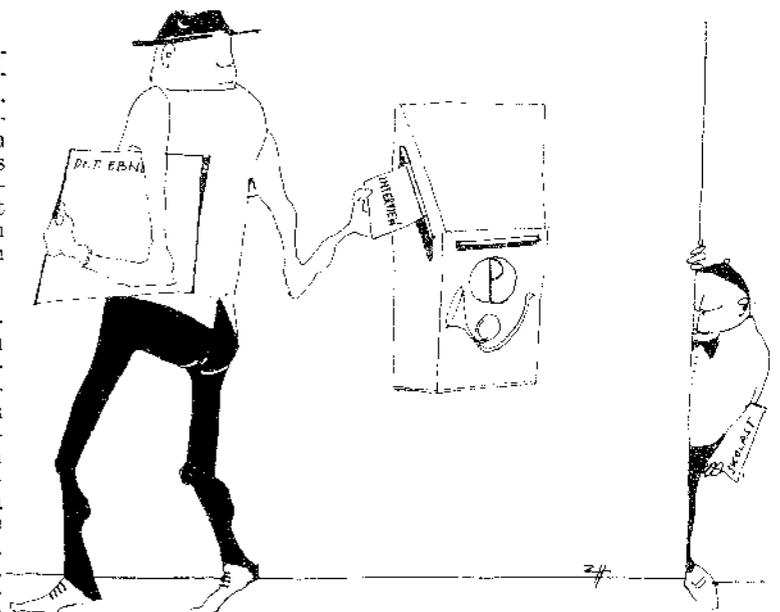
Sechs Monate sind vergangen, seitdem der neue Fünfjahresplan auf dem XXIII. Parteitag der KPdSU beschlossen wurde. Das Organ des sowjetischen Ministeriums für Hochschulfragen, „Vestnik vysszej skoly“, zieht jetzt die Bilanz der Auswirkungen des Fünfjahresplanes an den russischen Hochschulen.

**Studienplanung an den sowjetischen Hochschulen.** Zu Beginn des laufenden Schuljahres studierten an 756 Universitäten und Hochschulen der Sowjetunion 3.859.000 Studenten. Im Jahre 1965 haben 403.800 Personen die Abschlussprüfungen erfolgreich abgelegt, davon u. a. 139.600 Industrie- und Bauingenieure, 19.300 Transportfachleute, 36.000 Landwirte, 32.100 Wirtschaftler und Juristen, 30.600 Mediziner und Sportlehrer, 142.300 Lehrer, 3900 Künstler. Der neue Fünfjahresplan sieht bis 1970 die akademische Ausbildung von zirka sieben Millionen Spezialisten vor, das sind 65% mehr als in den Jahren von 1961 bis 1965. 1970 sollen 940.000 Studenten immatrikuliert werden. Um diese Aufgaben zu erfüllen, müssen die Universitäten und Hochschulen die vorhandenen Kapazitäten so gut wie nur möglich ausschöpfen.

Im neuen Fünfjahresplan sind bedeutende Mittel zur Erweiterung der Hochschulgebäude, zur Anschaffung neuer Lehrmittel und für materielle Sicherheit der Studenten vorgesehen. Neue Laboratorien sollen eingerichtet und Erholungszentren für die Studenten geschaffen werden. Höchstes Regulativ für die Arbeit der Hochschulen bleiben aber die Erfordernisse der Volkswirtschaft in weitestem Sinne. Es gehe nicht an, daß einzelne Hochschulen ihr Ausbildungsprogramm weiter nach privatem Gutdünken aufstellen.

Die Erziehung der Studenten zu treuen Kommunisten sei auch weiterhin unabdingbares Gebot. Zu diesem Zweck wird für nötig gehalten, die Bemühungen der Lehrstühle für politische Wissenschaft sowie der Jugendorganisation Komsomol zu koordinieren.

(Eigenbericht des Studentenspiegel-Korrespondenten)



#### RHODESIEN

Auf dem Gelände der Universität von Salisbury hat die rhodesische Polizei am 27. Juli neun weiße Dozenten und einen asiatischen Studenten verhaftet. Es handelt sich bei den verhafteten Dozenten um fünf Briten, zwei Holländer, einen Kanadier und einen Italiener. Vor dem Parlament erklärte Innenminister Burke, neun weitere Studenten seien für ein Jahr unter besondere Aufsicht gestellt worden. Es sei absolut notwendig, Schritte zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung in der Universität und im Lande zu unternehmen. Die Haftbefehle seien auf Grund der dem Justizminister zur Verfügung stehenden Notstandsgewalt erlassen worden. Der Rektor der Universität hat noch am 28. Juli die Studenten und Dozenten vorzeitig in die Ferien geschickt und die Universität geschlossen. — Die Polizeiaktion hat die seit der einseitigen Unabhängigkeitserklärung Rhodesiens an der Universität herrschende Unruhe einem neuen Höhepunkt zugetrieben. Die meisten schwarzen Studenten, einige weiße Kommilitonen und auch Mitglieder des Lehrkörpers lehnen die Unabhängigkeitserklärung ab. Erst vor kurzem waren 29 afrikanische und zwei weiße Studenten von der Universität verwiesen worden. Dieser Ausschluß folgte auf eine Demonstration, bei der etwa 50 Stu-

denten die Entlassungsfeiern an der Universität stören wollten, um damit gegen die Anwesenheit von zwei Kabinettsmitgliedern zu protestieren. Der Vorgang hatte zu Schlägereien auf dem Universitätsgelände und schließlich zum Eingreifen der Polizei geführt. Aus Protest gegen diesen Polizeieinsatz boykottierten daraufhin 30 Dozenten den Unterricht.

(Der Tagesspiegel, Berlin)

#### PORTUGAL

Die Abteilung für studentischen Tourismus der Fachschaft Naturwissenschaften an der Universität Lissabon bietet ausländischen Studenten, die Portugal besuchen wollen, ein umfangreiches Programm. So veranstalten die portugiesischen Studenten im August und September auf der Insel Faro (Algarve) ein Ferienlager. Ebenfalls auf der Insel Faro fand vom 24. bis 31. August ein Segelkurs mit internationaler Beteiligung statt. Darüber hinaus werden auch individuelle Studentenreisen durch das Land — und für portugiesische Studenten innerhalb Europas — organisiert. Ausländischen wie inländischen Studenten wird dabei eine Reihe von Vergünstigungen gewährt. So können sich Studenten z. B. über die Reiseabteilung der Fachschaft zu besonders ermäßigten Preisen versichern lassen.

(Eigenmeldung)

Der Höhepunkt eines herrlichen Skitages am KRONPLATZ (2270 m) ...

... der Abend im *Hotel Rose* BRUNECK  
RESTAURANT ■ BAR ■ WEINSTUBE

Sonderarrangement für Mitglieder der SH

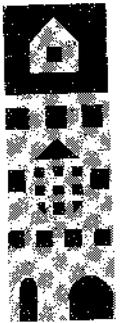
# fr. eccel

ING. FR. ECCEL, BOZEN, LAUBEN 45 - SPEZIALHAUS FÜR INNENAUSSTATTUNG

TEPPICHE  
VORHÄNGE  
U. MÖBEL-  
STOFFE

LÄUFER  
TEPPICH-  
BÖDEN

M O B E L



## VINSCHGAU

Neuerscheinung

Volk und Land am Ursprung der Etsch. Eine Wanderung von Reschen bis Meran

Von ANTON GRAF BOSSI FEDRIGOTTI

228 Seiten, mit 40 Schwarzweiß- und 12 Farbaufnahmen, auf Kunstdruckpapier. Abwaschbarer Einband. Lire 2.300

Dieser gelungene Tatsachtführer ist die bisher umfassendste und ausführlichste Darstellung des Vinschgaus. Er wird jeden Freund gediegener Heimatkunde begeistern und beglücken.

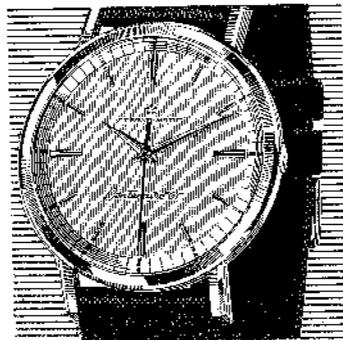
In allen Athesia-Buchhandlungen erhältlich

*Stoffe*  
immer in  
reicher Auswahl  
BOZEN LAUBEN 32

**perlon**  
porös  
Bügelfrei  
auf  
Lebens-  
dauer

**SPISS** BOZEN  
LAUBEN 9

**ETERNA:MATIC**  
*Centenaire*



**PÖRNBACHER**  
BOZEN